





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Grausame

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Grausame

John Sinclair Nr. 527

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 09.08.1988

Titelbild von Frank Brunner

Sinclair Crew

Der Grausame

Der Lichtkegel meiner Halogenleuchte traf haargenau das graugrüne Gesicht eines lebenden Toten!

Ich selbst war von dem Auftritt dieser Unperson überrascht worden. Sie war mir völlig unbekannt, trotzdem wußte ich, um wen es sich bei dieser Gestalt handelte. Es war Ariol Le Duc, Herr auf Château Le Duc, offiziell seit einigen Jahrhunderten tot und als Erbe für die Nachkommen auf einem Gemälde hinterlassen, das zur Ahnengalerie des Schlosses zählte. Nun stand er vor mir…

Aus den grauen Wolken, die über dem Tal der Loire lagen, rieselte ununterbrochen der Schnee. Hinzu kam der scharfe Wind, der die Massen wie eine Wand vor sich herpeitschte und auch mir bei meinem bisherigen Gang hoch zum Schloß ins Gesicht schleuderte.

Ich hatte mit diesem unheimlichen Treffen wahrlich nicht gerechnet. Ich war vom Dorf Cerbac aus, wo Suko und Frank Didier auf mich warten wollten, allein losgezogen, um dem Schloß einen Besuch abzustatten. Diese Festung hoch über der Loire, die einmal Ariol Le Duc, dem Templer, gehört hatte, war nun zum Wohnsitz einer noch schlimmeren Person geworden.

Vincent van Akkeren, der Grusel-Star und Nachfolger des Dämons Baphomet.

Er gehörte zu meinen Todfeinden. Ich jagte ihn schon seit langem. Bisher war es mir leider nicht gelungen, ihn auszuschalten.

Er hatte immer wieder einen Dreh gefunden, mir zu entwischen.

Nun besaß er eine neue Waffe. Ein brandgefährliches Instrument, das eigentlich harmlos aussah, denn es handelte sich um eine scheinbar normale Kamera.

Die jedoch hatte es in sich.

Sie schoß zwar Fotos, nur zeigten diese Bilder Motive, die erst in der Zukunft geschehen würden, und dabei drehte es sich in der Regel um Mord, Tod und Grauen.

Wie van Akkeren es geschafft hatte, Ariol Le Duc wiederzuerwecken, wußte ich nicht. Ich war mir aber bei dieser Gestalt im Leichengewand sicher, daß es sich nur um den ehemaligen Schloßbesitzer handeln konnte.

Dieser Abend war schlimm. Da jagte man weder einen Hund noch eine Katze nach draußen. Nur »Zweibeiner« wie ich kämpften sich durch Schnee, Kälte und Wind. Der Winter war noch einmal zurückgekehrt, und das mit aller Macht.

Die kleine Lampe hatte eine Halogenbirne und war dementsprechend lichtstark. Durch ihren Strahl tanzten die Schneeflocken.

Der Zombie rührte sich nicht. Ich aber bewegte mich unfreiwillig, rutschte auf dem seifig gewordenen Boden aus. Der Lichtstrahl wanderte mit und tanzte, als ich nach Halt suchte.

Ich fand ihn an einem Baumstamm. Ein Ast kratzte über meinen Kopf und blieb am Schal hängen.

Ariol Le Duc zeigte sich irritiert, weil das Licht wanderte. Ich sah seine etwas fahrigen Bewegungen.

Dann hatte ich mich wieder gefangen und war auch innerlich bereit, um den Kampf mit ihm aufzunehmen. Die Beretta – sie war mit geweihten Silberkugeln geladen – steckte unter meinem Mantel. Ich zerrte sie hervor, wechselte die eingeschaltete Lampe in die Linke und zielte mit der Mündung in Richtung des hellen Lichtstrahls.

Den Untoten sah ich nicht!

Er hatte die Zeit genutzt und war abgetaucht. Mit sicherem Instinkt mußte er gespürt haben, daß ihm hier jemand gegenüberstand, der keine Angst vor ihm zeigte.

Ich erlebte jetzt das gleiche wie kurz vor seiner Entdeckung. Er zeigte sich mir nicht, dafür hörte ich ihn. Mir wehten die knackenden und brechenden Geräusche entgegen, wenn er sich durch das dichte Unterholz bewegte und auf nichts Rücksicht nahm.

Ich wechselte die Leuchtrichtung und schickte den Strahl schräg gegen das Hanggefälle.

Der Zombie hatte auf seiner Flucht einige Zweige abgerissen, die zu Boden gefallen waren. Eine Wand aus Schneekristallen schleuderte der Wind mit mächtigem Brausen in den Wald hinein.

Dadurch wurde mir die Sicht genommen, und ich kam nicht mehr zum Schuß.

Sollte ich Ariol Le Duc laufenlassen?

Im Normalfall hätte ich die Verfolgung aufgenommen, gar keine Frage. Nur war dies kein normaler Fall. Er hatte sich verzweigt und lief in zwei Richtungen.

Die eine Hälfte spielte sich oben auf dem Schloß ab, wo van Akkeren lauerte. Ihm war es gelungen, drei Geiseln zu nehmen.

Zwei Frauen und einen Mann. Von Frank Didier, der im menschenleeren Dorf zusammen mit Suko auf meine Rückkehr wartete, hatte ich diese Informationen erhalten.

Als Geiseln in der Hand eines Vincent van Akkeren! Was konnte es Schlimmeres geben? Das war die reinste Hölle, Grauen zum Anfassen, das war Folter und Psycho-Terror zusammen, denn van Akkeren war ein Menschenverächter.

So wie der Satan persönlich, so haßte auch er die Menschen, weil sie von dem absoluten Feindbild des Teufels erschaffen worden waren. Und wie vor Urzeiten, als alles begann, versuchte der Teufel auch heute noch, dem Schöpfer die Menschen oder deren Seelen abzujagen. Wenn es ihm gelang, war es für ihn jedesmal ein Triumph.

So verhielt es sich auch mit der Kamera. Sie fing die Seelen der Menschen ein, um sie dem Teufel zu überreichen. Das war für van Akkeren natürlich das ideale Instrument.

All diese Tatsachen ließ ich mir durch den Kopf gehen und wägte genau ab.

Dann stand mein Entschluß fest.

Ich würde die Verfolgung des Ariol Le Duc nicht aufnehmen, sondern meinen Weg weiter und hoch zum Schloß gehen. In Cerbac wartete Suko, der auch nicht gerade wehrlos war, wenn es darum ging, einem Zombie den Garaus zu machen.

Ein letztes Knacken vernahm ich noch, gewissermaßen als

Erinnerung, dann war von dem Untoten nichts mehr zu hören.

Natürlich machte ich mir über ihn meine Gedanken. Offiziell war er tot. Wie hatte er überleben können? In einem Grab? Und warum war er gerade jetzt von van Akkeren geholt worden?

Die Antwort würde ich bestimmt oben auf dem Schloß finden.

Ich setzte Weg fort. Die Lampe benötigte ich nicht mehr. Ihr Licht hätte mich zu leicht verraten, wenn jemand vom Schloß aus den Hang beobachtete.

Hundertprozentig genau wußte van Akkeren nicht, daß wir ihm auf den Fersen waren. Aber ich mußte davon ausgehen, da er mich kannte und wußte, daß ich nicht so leicht aufgab.

Auch jetzt nicht, wo ich mich wieder bergan durch den dichten Wald quälte. An manchen Stellen rutschte ich auf dem seifigen Boden wieder zurück und mußte den Weg noch einmal gehen. Hin und wieder spielte ich Turner. Da mußte ich nach tief wachsenden Ästen greifen und mich weiterziehen, um nicht wegzurutschen.

Durch einen Weinberg hochzusteigen wäre leichter gewesen, trotzdem kam ich einigermaßen voran.

Die unmittelbare Nähe der Bergkuppe war erreicht. Lücken öffneten sich vor mir, als hätte eine gewaltige Maschine sie gerissen.

Ich kämpfte mich noch höher. Der Wind hatte hier freie Bahn, natürlich auch der Schnee. Er umtanzte und umwirbelte mich wie ein Gewitter aus kleinen Flocken. Was da aus dem dunkelgrauen Abendhimmel niederpeitschte, war kaum zu fassen.

An einigen Stellen hatten sich schon hohe Schneeverwehungen gebildet. Sie sahen aus, als hätte man sie an den schrägen Hang geklebt.

Ich trug natürlich keine Stiefel und konnte mir auch nicht die besten Strecken aussuchen, so geschah es zwangsläufig, daß ich manchmal bis zu den Knien in den Schnee einsackte und mir das Zeug in die Schuhe drang.

Fluchen hatte keinen Sinn, die Strecke wurde davon nicht besser.

Den Weg oder Pfad, der vom Dorf her in die Höhe führte, hatte ich längst verloren. Ich war querbeet gegangen und hatte mich gegen Sturm und Schnee angestemmt, wobei ich mir wie ein Schwerstarbeiter vorkam.

Geschafft – endlich!

Ich konnte es kaum glauben, als ich förmlich über die Kuppe hinwegstolperte. An dieser Stelle lag der Schnee wieder sehr hoch, so daß ich tief einsackte, hervorstapfen mußte und mir einen Platz suchte, wo ich besser stehen konnte. Ich drehte dem Wind und den Flocken den Rücken zu und erkannte das Schloß Château Le Duc, das in die Dunkelheit hineinzuragen schien.

Da brannte Licht. Ein Beweis, daß sich jemand hinter den dicken

Mauern des Schlosses aufhielt.

Van Akkeren war da!

Ich knirschte seinen Namen. Immer wenn ich ihn hörte, sah ich zwar nicht rot, aber gut ging es mir dann auch nicht. Van Akkeren war für mich ein rotes Tuch.

Wichtig war, daß ich die Nähe des Schlosses erreicht hatte. Über das Eindringen machte ich mir keine Gedanken, das würde ich schon irgendwie schaffen.

Ich mußte noch weiter vorgehen und mich dabei nach rechts halten, um es zu erreichen. Durch den Schneewirbel kämpfte ich mich voran. Den Kragen hatte ich hochgestellt, der Wind spielte mit den Schalenden. Den Schal hatte ich mir nicht um den Hals gewickelt, sondern um den Kopf.

Ein Hindernis erschien. Es stand im tiefen Schnee, so sah es im ersten Moment aus, bis ich feststellte, daß vor dem Hindernis die weiße Pracht verweht worden war.

Es hatte sich ein regelrechter Hang gebildet, der bis zu einem Autodach hochreichte.

Ich erinnerte mich an die Worte Frank Didiers. Er hatte berichtet, daß er und seine Freunde mit einem VW-Bus die Fahrt an der Loire entlang unternommen hatten.

Hier stand der Bus!

Ich umrundete ihn stapfend und sah mir die Reifen etwas genauer an.

Didier hatte auch da nicht gelogen. Sie waren tatsächlich zerschnitten worden.

Ich ballte die behandschuhten Hände zu Fäusten. Dieser verfluchte van Akkeren hatte auch an alles gedacht.

Auf der nicht verwehten Seite gab mir der Wagen sogar eine einigermaßen gute Deckung, so daß ich mir die Zeit nehmen konnte, das Schloß zu beobachten.

Durch den dichten Schnee war kein Fensterausschnitt klar zu erkennen. Ich konzentrierte mich trotzdem auf die wenigen Lichtquellen und hoffte, daß sich in ihnen irgendwelche Bewegungen abzeichneten. Wenn sie von einer Person durchquert wurden, war das auch bei diesen Witterungsverhältnissen zu erkennen.

Das Licht leuchtete aus dem ersten Geschoß, auch in der Halle mußte es brennen. Ob es nun von Kerzen oder aus einer elektrischen Birne stammte, war für mich nicht zu erkennen.

Als ich die schützende Deckung des VW-Busses verließ, hatte ich das Gefühl, daß ich naß bis auf die Haut war. Trotz der wärmenden Kleidung fror ich, mein Gesicht war kalt, die Schneekristalle bissen in die Haut, und sie fanden auch, den Weg unter meinen Schal wie feine Sandkörner bei einem Wüstensturm.

Den Eingang des Schlosses fand ich sehr schnell. Das breite Portal

war auch bei Dunkelheit nicht zu übersehen. Im Schutz des Wetters und der Mauer schlich ich darauf zu.

Dunkelheit, Schnee, Sturm – das war die ideale Kulisse für einen unheimlichen Fall wie diesen. Ich war auf der Hut, denn ich wußte nicht, wer hinter den düsteren Rechtecken der dunklen Fenster lauerte und mich beobachtete.

Die Schneeflocken fielen spärlicher. Eiskristalle peitschten als harte Kristalle immer zahlreicher gegen meine nasse Kleidung.

Endlich stand ich vor dem Portal. Eine breite Tür mit einem großen schmiedeeisernen Schloß. Ich konnte mir gut vorstellen, daß van Akkeren die Tür verschlossen hatte. Wer sich einmal in seinen Klauen befand, dem würde er keine Chance geben, ihm zu entwischen. Um mir das Schloß genauer ansehen zu können, nahm ich wieder die Lampe zur Hilfe. Der Strahl glitt über das Türholz – und leuchtete auch einen Eisenriegel an. Er war so vorgeschoben, daß er die Tür verschloß.

Ich ließ die Lampe verschwinden. Danach packte ich die Kante des Riegels und zog ihn mit abrupten Bewegungen zurück. Das Ratschen gefiel mir überhaupt nicht. Hoffentlich hörte man es nicht im Innern des Schlosses. Als nichts geschah, atmete ich tief durch.

War das Portal offen?

Ja, ich konnte jubeln, denn als ich die schwere Klinke herunterdrückte, schwang die Tür fast von selbst auf. Ich verglich es mit einer Einladung und spürte schon die Wärme eines Kaminfeuers im Gesicht, als ich den Kopf vorsichtig durch den Spalt streckte und einen Blick in eine menschenleere Halle warf.

Sekunden später stand ich selbst darin.

Schloßhallen gleichen sich irgendwie immer. Da war der Kamin mit dem tanzenden Feuer, da war die Treppe nach oben, aber auch die lange Tafel mit den hochlehnigen Stühlen. Zwischen ihnen stand das Geschirr.

Vincent van Akkeren mußte seine unfreiwillig bei ihm wohnenden Gäste zu einem Dinner eingeladen haben. Sie hatten allerdings nur Suppe gegessen, denn die flachen Teller waren nicht benutzt worden. Auf einem fahrbaren Servierwagen stand noch der große Topf. Das Hauptgericht war nicht serviert worden.

Wo ich stand, breitete sich allmählich eine Wasserlache aus. Ich tropfte aus sämtlichen Knopflöchern, ging vor und hinterließ eine regelrechte Spur.

Es gab auch noch andere Spuren. Sie hoben sich in ihrer dunklen Farbe vom hellen Untergrund ziemlich deutlich ab.

Sie waren auch auf der Treppe zu sehen. Hinter der untersten Stufe beschrieben sie einen Halbbogen und hörten dicht vor dem schmalen Ende des Tisches auf.

Und dort lag eine Lache.

Ich ahnte Schreckliches, wollte aber Gewißheit haben und leuchtete hinein. Die Flüssigkeit war rot wie Blut…

Menschenblut, Tierblut?

Mit Sicherheit konnte ich keine Unterscheidung treffen, ging jedoch davon aus, weil ich van Akkeren gut kannte, daß es sich um das Blut eines Menschen handelte.

Wahrscheinlich hatte dieser verfluchte Teufel sein erstes Opfer schon gefunden.

Ich mußte würgen. Gleichzeitig stieg ein wilder Zorn auf diesen Menschen in mir hoch und automatisch die Befürchtung, daß ich die drei Geiseln nicht mehr lebend antreffen würde.

Dafür van Akkeren.

Das Château Le Duc war sehr groß und geräumig. Man konnte sich in den zahlreichen Zimmern und Räumen leicht verlaufen. Da war es für van Akkeren nicht schwierig, ein entsprechendes Versteck zu finden.

Hatte er mich bereits bemerkt? Zuzutrauen war ihm dies. Van Akkeren konnte man als Fuchs bezeichnen. Der griff immer erst dann ein, wenn er die Gelegenheit für günstig ansah.

Die Halle strömte eine bedrückende Atmosphäre aus. Trotz des flackernden Kaminfeuers spürte ich nichts von Gemütlichkeit oder Romantik. In der Luft lag ein Lauern, eine Spannung, die irgendwann in den folgenden Minuten explodieren konnte.

Ich hatte mich still verhalten. Hin und wieder klatschten Wassertropfen von meiner Kleidung zu Boden.

Diese Laute gingen jedoch im Knacken des Holzes, wenn es von den züngelnden Flammen zerstört wurde und Funkenbahnen hoch in die Kaminöffnung schleuderte, unter.

Plötzlich horchte ich auf. Von oben her – wahrscheinlich aus dem ersten Stock – waren andere Geräusche an meine Ohren gedrungen.

Es hörte sich an, als wäre jemand dabei, seine Schritte besonders vorsichtig zu setzen, um so spät wie möglich gehört zu werden.

Mein Blick glitt seitlich die Treppe hoch, die noch ein Stück in der Halle zu einer Galerie auslief. Zwischen den gedrechselten Geländerpfosten befand sich genug Freiraum, um durch die Lücken schauen zu können. Ich hatte meinen Blick schräg nach rechts geschickt, weil ich die Schritte von dort vernahm.

Dann sah ich Beine, die in einem gleichbleibenden Rhythmus marschierten.

Die Füße steckten in schwarzen, glänzenden Schuhen, die Hose war ebenfalls dunkel. Ich brauchte nicht erst auf das Gesicht zu sehen, um zu wissen, wer da im Anmarsch war.

Am Beginn der Treppe blieb die Person stehen und legte beide Hände auf das Geländer.

Ein Kopf mit einem grau wirkenden Gesicht, den dunklen Augen, den ebenfalls dunklen Haaren und den grauen Strähnen darin schaute darüber hinweg.

Das Lächeln der vollen Lippen kam mir vor wie der blanke Hohn.

»Willkommen auf Château Le Duc, John Sinclair«, sagte Vincent van Akkeren zur Begrüßung…

***

Ich ließ einige Sekunden bis zu meiner Antwort verstreichen. »Wie meinen Sie das?«

»Wie ich es sagte.«

Ich nickte ihm zu. »Sie sehen, ich habe Ihre Spur nicht verloren.«

»Meine oder die der Kamera?«

»Beide.«

»Gut gemacht. Wie sind Sie auf dieses Schloß gekommen? Darf ich das erfahren?«

»Sicher. Wir fischten in London eine Leiche aus der Themse. Es war Frederic Wally, der Restaurator.«

Van Akkeren lachte. »Ja, er war hier. Ich hatte noch ein Bild von ihm gemacht«, sagte er spöttisch. »Er wollte mir nicht glauben. Na ja, bis London hat er es geschafft. Ich blieb ihm auf den Fersen.«

»Haben Sie ihn getötet?«

»Natürlich.«

Ich deutete nach links, wo sich die dunklen Flecken auf dem Boden ausbreiteten. »Ist das Menschenblut?«

»Genau, Sinclair!«

In mir stieg die Galle hoch. Ein bitterer Geschmack drängte sich in meinen Rachen. »Wen haben Sie umgebracht, van Akkeren?«

Er lachte zu mir herab. Es klang wie das Bellen eines wütenden Hundes. »Ich habe niemanden umgebracht. Simone Dufour hatte das Pech, dem eigentlichen Besitzer des Schlosses in die Klinge zu laufen. Es ist Ariol Le Duc.«

»Der Tote?«

Van Akkeren streckte einen Finger aus und korrigierte mich wie ein Oberlehrer seinen Schüler. »Der lebende Tote, Sinclair. Der Zombie. Der Templer-Zombie, um genauer zu sein. Das sollte Ihnen jedoch nicht unbekannt sein – oder?«

»Nein, sicherlich nicht. Ich sah ihn.«

»Oh…«

Er wartete darauf, daß ich weitere Erklärungen abgab. »Wir begegneten uns im Wald.«

»Sie leben noch?«

»Sicher, sonst wäre ich nicht hier.«

»Ja, das war eine dumme Frage. Aber was ist mit ihm? Existiert er

ebenfalls noch?«

»So ist es.«

»Das ist gut. Dann wird er dem Dorf einen Besuch abstatten.«

»Einem menschenleeren Ort.« Van Akkeren hob den Kopf. »Noch ist er menschenleer, Sinclair. So etwas kann sich sehr schnell ändern. Das werden Sie möglicherweise nicht mehr erleben.«

»Was ist mit den anderen beiden Menschen?« Ich wechselte das Thema, denn diese Frage brannte mir auf der Zunge.

Van Akkeren machte es spannend. Er genoß meine Unsicherheit und löste beide Hände vom Geländer. Lässig drehte er sich um und begann damit, die Stufen der Treppe herabzusteigen. »Sie leben noch«, erklärte er, wobei er die Betonung auf *noch* legte. »Aber sie sind Teil dieses Spiels geworden, Sinclair.«

»Inwiefern?«

Er blieb stehen und griff in die Tasche seiner dunklen Jacke. Aus ihr holte er einige Fotos hervor, die er ausgefächert zwischen den Fingern hielt, bevor er sie über das Gelände hinweg zu mir in die Halle flattern ließ.

»Sehen Sie, Sinclair!«

Ich hob die Bilder auf und spürte schon beim ersten Hinsehen den Stich. Verdammt, das war hart. Ich kannte die Fotos ja, von mir war auch selbst eines geschossen worden. Auch diese hier zeigten das gleiche Motiv. Tote Menschen, die auf furchtbare Art und Weise ums Leben gekommen waren. Einer von ihnen war mir bekannt. Er hieß Didier, hatte trotz seiner jungen Jahre einen Teil seiner Haare verloren und ließ den Rest länger in den Nacken wachsen. Momentan wartete er zusammen mit Suko unten im Dorf.

Eine blonde Frau mit relativ dunkler Haut und ein Mann mit schwarzen Haaren.

»Eine davon lebt nicht mehr«, sagte van Akkeren.

»Und wer ist es?«

»Simone, die Blonde.«

Ich steckte die Aufnahmen ein. »Dann befinden sich die anderen noch hier im Schloß – und zwar lebend?«

»So ist es.« Van Akkeren ging auch die restlichen Stufen hinab und blieb mit auf dem Rücken verschränkten Armen stehen. In dieser Haltung wirkte er sehr arrogant, wie jemand, der sich seines Triumphes sicher ist und genau weiß, was er will.

»Kann ich sie sehen?«

Der Grusel-Star schaute mich an, als hätte ich ihm ein unsittliches Angebot unterbreitet. »Was sagen Sie da, Sinclair? Sie wollen die beiden sehen?«

»Ja.«

»Das wird nicht gehen!«

»Hören Sie, van Akkeren. Ich bin gekommen, um die Leute aus Ihren verdammten Klauen zu befreien. Haben Sie mich verstanden?«

»Natürlich.«

»Und was ich mir einmal vorgenommen habe, werde ich auch durchführen. Irgendwann ist bei jedem Menschen die Grenze des Ertragbaren erreicht. So auch bei mir. Weiter geht es nicht mehr, van Akkeren. Es ist Schluß, vorbei!«

»Um das tun zu können, was Sie vorhaben, Sinclair, müßten Sie meine Einwilligung besitzen.«

»Sehr richtig.«

»Ich werde natürlich einen Teufel tun und sie Ihnen geben, damit das klar ist.«

Er stand so überheblich vor mir, daß in mir wieder der heilige Zorn hochstieg. War dieser verdammte Kerl denn wirklich nicht kleinzukriegen?

Ich zog die Beretta. Er tat nichts, obwohl er Gelegenheit dazu gehabt hätte. »Werden Sie sich noch immer weigern, mich zu den beiden Geiseln zu führen?«

Van Akkeren spreizte die Arme ab. Diesmal war er nicht mit einer Maschinenpistole bewaffnet wie noch vor kurzem im Atelier des Fotografen Al Beli. »Sie wollen auf mich schießen, Sinclair? Auf einen Unbewaffneten? Das ist wider Ihre Mentalität.«

»Wenn es sein muß, springe ich über meinen eigenen Schatten. Ich will Sie haben.«

Van Akkeren nickte und hob gleichzeitig die Schultern. »Schade«, sagte er, »es ist wirklich schade, daß Sie sich immer so verstockt anstellen. Dabei hätte ich gern mit Ihnen geplaudert.«

»Aber ich nicht mit Ihnen.«

»Ich wollte Sie auch zum Dinner einladen. Schauen Sie, der Tisch ist noch gedeckt.«

Bei meiner Antwort verzog ich die Mundwinkel. »Können Sie sich vorstellen, daß ich jetzt Appetit habe?«

»Eigentlich nicht. Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß ich ein ausgezeichneter Koch bin.«

»Auf den Beweis verzichte ich gern.«

»Da kann man eben nichts machen.«

»Und wir haben genug geredet, van Akkeren. Ich will, daß Sie mich zu den beiden Geiseln bringen.«

»Sonst noch etwas?«

»Vorerst nicht.«

»Dann können wir ja gehen.« Er sah sich in der Schloßhalle um, als würde er etwas suchen. Wahrscheinlich wollte er mich irritieren.

»Hier finde ich sie wohl nicht.«

»So ist es.«

»Dann führen Sie mich hin.«

»Wir müssen hoch«, erklärte er. »Die beiden befinden sich in einem der zahlreichen Zimmer. Nicht in einem rattenverseuchten Verlies, wie Sie vielleicht gedacht haben.«

»Davon war keine Rede. Gehen Sie vor. Sie wissen ja, van Akkeren. Keine Dummheiten. Wer mich reinzulegen versucht, wird es möglicherweise nicht überleben.«

Er gab mir als Antwort ein hinterhältiges Lächeln und hob die Schultern. »Was soll ich machen? Ich befinde mich in Ihrer Hand.«

So etwas aus seinem Mund zu hören gefiel mir überhaupt nicht.

Van Akkeren gehörte zu den Leuten, die immer einen Trick in der Hinterhand hielten. Leider sah ich die Kamera nicht bei ihm. Ich hätte sie ihm gern abgenommen.

Er tat nichts, was mich mißtrauisch gemacht hätte. Mit freiwillig halb erhobenen Armen stieg er die breiten Treppenstufen hoch, ging auch den Weg über die Galerie und betrat einen der sehr breiten Gänge, an dessen linker Seite wuchtige Zimmertüren abzweigten.

Rechts hingen die Bilder der Ahnengalerie. Zwischen ihnen standen dunkle Kerzenständer. Die hellen Kerzen wirkten wie dicke Finger. Um die Dochte herum tanzten kleine Flammen, die sich bewegten, als sie den Luftzug spürten, wenn wir vorbeischritten.

Van Akkeren blickte über die Schulter zurück. »Soll ich Ihnen die Geschichte des Hauses Le Duc erzählen, Sinclair?«

»Ich verzichte.«

»Nicht an der Historie interessiert?«

»Schon. Nur gibt es im Moment wichtigere Dinge für mich. Vielleicht lese ich später alles nach.«

»Das bleibt Ihnen freigestellt.«

Mir gefiel das Verhalten des Grusel-Stars überhaupt nicht. Ich hatte van Akkeren schon anders kennengelernt. Als eine menschliche Bestie, als Killer, als Mann, der auf nichts und niemanden Rücksicht nahm. Seine Freundlichkeit war mir mehr als suspekt. Er mußte noch einen Trumpf in der Hinterhand halten.

Erkennbar für mich war er nicht.

Wir hatten drei Zimmertüren passiert, ohne daß etwas geschehen war. Dann hielt van Akkeren plötzlich an. Allerdings zwischen zwei Türen, und er drehte sich auch so, daß er gegen die Wand schauen konnte.

»Was soll das?« fragte ich scharf.

»Ich möchte Ihnen etwas zeigen, Sinclair!«

In mir schrillten Warnsignale. Meine Antwort fiel deshalb mehr als deutlich aus. »Ich habe Ihnen schon gesagt, van Akkeren, daß mich die Ahnen nicht interessieren.«

»Dieser hier sollte es.«

»Weshalb?«
»Es ist Ariol Le Duc!«
Ich mußte innerlich lächeln, denn mit dieser Bemerkung hatte er tatsächlich einen wunden Punkt bei mir getroffen. Mich interessierte alles, was mit Ariol Le Duc zusammenhing.
Schließlich gehörte er zu den mörderischen Templern und war an dem, was hier im Schloß geschehen war, nicht ganz unschuldig.
»Was ist mit ihm?«
»Darf ich einen halben Schritt zur Seite treten, Sinclair?«
»Sie dürfen.«
Er ging einen gleitenden Schritt nach links und gab mir das Blickfeld damit frei.
Ich starrte nach vorn, auf die Wand – und sah dort kaum etwas.
Einen Rahmen, in dem einmal ein Bild gesteckt hatte. Jetzt befand sich innerhalb des Rechtecks nur eine dunkelgraue Fläche. Jedenfalls dunkler als die übrige Wand.
»Was soll das bedeuten?«
Van Akkeren drehte mir sein Gesicht zu. Die eine Hälfte lag im Dunkeln, über die andere floß zuckender Kerzenschein. »Ich wollte Ihnen nur sagen, wo sich Le Duc befunden hat!«
»In diesem Rahmen?«
»Genau.«
»Dann war er ein Bild?«
Der Grusel-Star lächelte. »Ein Bild ist gut, fast sogar treffend. Es war ein außergewöhnliches Bild, ein dreidimensionales. Ein Zombie im Bild, verstehen Sie? Jeder dachte, es wäre ein Bild gewesen. Er war so starr, er bewegte sich nicht. Man konnte vor ihm stehen und ihn betrachten wie ein Gemälde. Dennoch steckte er voller Leben, wenn Sie verstehen. Er zeigte es nur nicht. Er lebte, war tot und wartete auf seine Stunde.«
»Die nun da ist.«
»Genau. Ich erweckte ihn. Sie wissen doch, Sinclair, die Kamera. Sie war im wahrsten Sinne des Wortes der auslösende Moment. Jahrhunderte hat unser Freund so verbracht, das ist nun vorbei. Der Rahmen ist vorhanden, Ariol nicht mehr.«
Van Akkeren hatte viel geredet, mich trotzdem nicht ablenken können.
Mir gefiel dieses leere Bild überhaupt nicht. An ihm war irgend etwas faul, das stand fest. Trotz verzweifelter Überlegungen kam ich nicht darauf, was dort nicht stimmte.
Die Farbe der Wand war dunkler.
»Sie überlegen, Sinclair?«
»Ja, und ich frage mich, weshalb Sie mich hergeführt haben.«
»Es ist nicht bewußt geschehen, ein reiner Zufall, weil wir uns auf

dem Weg zu den beiden Gefangenen befinden.«

»Da will ich auch hin, und zwar so schnell wie möglich. Haben Sie verstanden?«

»Natürlich, alles klar. Sie müssen nur achtgeben, daß Sie nichts überstürzen.«

»Inwiefern?«

»Schauen Sie hin, Sinclair. Blicken Sie in den Rahmen. Sie werden überrascht sein.« Er strahlte mich förmlich an und begann auch leise zu lachen.

Ich war bisher wachsam gewesen. Jeder Mensch läßt einmal nach. Möglicherweise hatte ich auch zu stark auf seine Worte geachtet und weniger auf van Akkeren selbst.

Das rächte sich, denn er nutzte seine Chance.

Er war nahe an mich herangekommen. Stück für Stück. Als ich dies erkannte, war es schon zu spät.

Die Waffe – zudem zeigte die Mündung nicht direkt auf ihn – ignorierte van Akkeren und setzte alles auf eine Karte.

Er versetzte mir einen harten Stoß, der mich aus der eigentlichen Richtung brachte und dafür auf den leeren Bilderrahmen zuschleuderte. Automatisch streckte ich den linken Arm aus, um mich an der Wand innerhalb des Rahmens abzustützen.

Da war nichts mehr.

Ich griff ins Leere und hörte van Akkerens dreckiges Lachen…

Im selben Moment spürte ich den Sog, der mich in die Wand und in den Rahmen hineinriß…

***

Ich dachte nicht mehr an meine Waffe und auch nicht daran, abzudrücken. Der Sog war einfach zu stark. Er riß mich mit und meine Arme gleichzeitig auseinander, so daß mein Körper die Form eines großen X annahm.

Und in dieser Haltung steckte und schwebte ich in den Rahmen, als wäre ich selbst ein Gemälde.

Gleichzeitig spürte ich, wie die Kraft aus einer nicht auslotbaren Tiefe an mir zerrte. Ich hielt die Augen weit offen und schielte auch in die verschiedenen Richtungen, so daß ich etwas von dem scharfen Blitzen mitbekam, das mich plötzlich umgab.

Ein regelrechtes Gewitter von gelben Blitzen umhüllte mich wie ein unter Hochspannung stehendes Netz, das nicht mit Elektrizität aufgeladen war, dafür mit Magie.

Rühren konnte ich mich nicht. Wie angenagelt kam ich mir vor, starrte in den Gang hinein und sah Vincent van Akkeren in der großen Pose des Siegers stehen.

Er lachte nicht, wenigstens nicht laut, aber sein Gesichtsausdruck

zeigte an, was er dachte.

Unverhohlenen Triumph!

Er hatte gewonnen, er war der Sieger geblieben. Das Fleisch auf seinen Wangen zitterte wie Gummi, als er grinste und sich satanisch freute.

Dann verkleinerte sich seine Gestalt.

Ich hatte den Eindruck, als würde er allmählich zur Zwergengröße zusammenschrumpfen und daß ihn jetzt dieser unheimliche Fluch getroffen hätte.

Ich irrte mich.

Etwas anderes war geschehen. Die magische Kraft einer mir unbekannten Größe hatte mich erwischt und tiefer in das Mauerwerk mit Rahmen hineingezogen.

Ich floh vor ihm.

Dem Sog hatte ich nichts mehr entgegenzusetzen. Er riß mich hinein in eine andere Welt. Mir wurde klar, daß dieser Bilderrahmen ein Tor in eine andere Zeit gewesen war. Für Ariol Le Duc hatte es sich geöffnet, er hatte die Zeit verlassen können, ich aber wurde hineingezerrt.

Vincent van Akkeren, der Grusel-Star, verkleinerte sich immer mehr, bis er für meine Sichtverhältnisse die Größe eines Daumens angenommen hatte. Er hatte jetzt freie Bahn, die beiden Geiseln waren verloren, und was mit mir geschehen würde, stand in den Sternen…

***

»Wie geht es dir, Arlette?« Es waren seit einigen Minuten die ersten Worte, die Marcel Wächter an das Mädchen richtete, und er wurde von der Farbigen aus großen Augen angestarrt.

»Du kannst vielleicht fragen!« Sie schüttelte den Kopf und fuhr mit der Hand durch ihr streichholzkurz geschnittenes, kohlrabenschwarzes Haar. »Wie soll es einem Kandidaten schon gehen, der auf den Tod wartet?«

»Noch leben wir.«

»Jeden Augenblick kann es beendet sein.«

Da mußte Marcel ihr recht geben. Es war vertrackt. Sie hatten alles versucht, diesem Zimmer zu entfliehen. Durch die Tür schafften sie es nicht. Das Holz war zu dick und ohne entsprechendes Werkzeug nicht aufzubrechen. Auch die Fensterscheibe ließ sich nicht einschlagen. Sie bestand wohl aus Panzerglas.

Es blieb den beiden nur die Möglichkeit, in den vier Wänden auf den Tod zu warten.

Ein Tod, wie ihn Simone schon erlebt hatte. Nur der vierte aus der Runde, ihr Freund Frank Didier, hatte sich rechtzeitig genug abgesetzt. Er hatte sie noch gewarnt, aber sie wollten auf ihn nicht

hören und durften sich eigentlich nicht beklagen.

Es war schon eine relativ lange Zeit verstrichen. Vielleicht kam sie ihnen auch nur so lang vor. Jedenfalls hatte sich nichts getan, sie waren mit ihren quälenden Gedanken und Sorgen völlig allein.

Niemand würde sich um sie kümmern.

Marcel Wächter hatte sich auf die Bettkante gesetzt. Über ihm wölbte sich ein Baldachin. Ein Himmelbett fand man normalerweise nur im Märchen, leider erlebten die beiden kein Märchen, sondern eine schreckliche Realität.

Sie sollten den Weg von Simone Dufour gehen…

Marcel Wächter stand auf. Arlette Omère, die auf einem Stuhl hockte und das Gesicht in den Händen vergraben hatte, hörte die Geräusche und hob den Kopf.

»Wo willst du hin?«

»Zur Tür.«

»Die ist verschlossen.«

»Ich weiß, verdammt!« stöhnte Marcel. »Ich weiß es genau, wirklich. Aber ich muß einfach etwas tun.« Er hatte die Tür erreicht und hämmerte mit der flachen Hand gegen das Holz. »Ich kann nicht einfach hockenbleiben und auf mein Ende warten, ich…« Er verstummte mitten im Satz, und sein Gesicht nahm einen starren Ausdruck an.

»Ist was?« fragte Arlette.

»Ich… ich glaube.«

»Hast du etwas gehört?«

»Mag sein.«

»Und was?«

Marcel hob die Schultern. »Das ist schwer zu sagen. Vielleicht Stimmen oder Schritte. Bitte, sei mal ruhig!« Marcel duckte sich etwas und preßte sein rechtes Ohr gegen das Türblatt.

Einige Sekunden, die Arlette sehr lang vorkamen, lauschte er, atmete so schwach wie möglich durch die Nase und bekam den starren Blick, den Arlette an ihm kannte. Immer wenn Marcel so schaute, stand er dicht vor einer Entdeckung.

»Na…?«

Er richtete sich auf. Mit kaum zu verstehender Stimme schickte er Arlette die Antwort entgegen. »Ja, da ist etwas. Da tut sich was auf dem Gang. Schritte und Stimmen.«

Die junge Frau war gespannt. »Hast du sie denn unterscheiden können?«

Er nickte. »Zum einen habe ich diesen van Akkeren gehört, aber die Stimme des zweiten Mannes kenne ich nicht.«

Arlette kam lautlos näher. »Was… was sprachen sie denn? Wovon redeten sie?«

»Keine Ahnung. Das konnte ich beim besten Willen nicht verstehen. Vielleicht hat sich van Akkeren wieder ein Opfer geholt.«

»Meinst du?«

»Wäre doch möglich.«

Arlette holte tief Luft. »Meine Güte, mach mich nicht wahnsinnig. Wenn das jemand wäre, der gekommen ist, um uns zu befreien…«

»Wer sollte das schon tun?«

»Frank Didier!«

Marcel winkte ab. »Glaub das doch nicht. Nein, Frank weiß von nichts. Er wird versuchen, von Cerbac aus Hilfe für unseren verdammten Wagen zu holen. Das ist auch alles.«

Er bückte sich wieder und legte sein Ohr abermals gegen das dicke Türblatt.

Und wieder vernahm er die Stimmen. Noch immer konnte er nicht hören, was geredet wurde.

Arlette lauschte ebenfalls. Ihr Kopf befand sich dicht vor dem des Mannes. Sie zitterte wie Espenlaub, die Hände hatte sie zu Fäusten geballt und spürte spitze Fingernägel in das Fleisch ihrer Handballen dringen.

Auch die Farbige, die wirklich gute Ohren hatte, konnte von den Worten nichts verstehen. Was blieb, war eine sehr, sehr schwache Hoffnung.

Dann hörten sie nichts mehr.

Sie starrten sich an. Wegen der geringen Distanz sah jeder die Augen des anderen übergroß.

»Vorbei?« hauchte Arlette.

»Anscheinend – oder…?«

Sie lauschten wieder und vernahmen ein anderes Geräusch. Es war ein Lachen. Sehr teuflisch, auch triumphierend. Vincent van Akkeren hatte es ausgestoßen.

Damit stand für die beiden Gefangenen fest, daß dieser menschliche Teufel wieder einen Sieg davongetragen hatte. Gemeinsam drückten sie sich hoch.

Arlette blieb für wenige Sekunden vor ihrem Schicksalsgefährten stehen, ehe sie nach vorn und damit in seine Arme kippte. Sie preßte ihre Wange gegen die seine. Marcel hörte ihr Weinen, und er fand auch keine tröstenden Worte, weil ihm ebenfalls nach Heulen zumute war. Die andere Seite hatte ihnen wieder bewiesen, wie mächtig sie war.

»Ist schon gut, Mädchen, ist schon gut.« Marcel fühlte sich fast wie ein Vater, der seine Tochter trösten mußte. Er wollte sie wegziehen und auf einen Stuhl drücken, als er aufhorchte.

Schritte näherten sich der Tür. Nicht einmal leise, sondern bewußt hart aufgesetzt.

Vor der Tür verstummten sie.

Eine Weile geschah nichts. Die beiden wußten jedoch, daß sie belauert wurden, dann pochte jemand von außen gegen das Holz.

Obwohl die Echos nicht laut klangen, kamen sie ihnen vor wie Paukenschläge aus dem Jenseits.

Das Pochen verstummte. Es war die Ouvertüre für das Folgende gewesen. »Ihr seid noch da, nicht wahr?« fragte van Akkeren und mußte schallend lachen. »Ich will euch nur sagen, was geschehen ist. Einer meiner Todfeinde drang in das Schloß ein und wollte euch befreien. Jetzt ist er selbst ein Gefangener und steht auf dem Fließband ins Jenseits. So kann es einem ergehen. Wen ich einmal habe, den lasse ich nicht los. Ich werde jetzt gehen und bald wiederkehren. Wenn ich dann klopfe, bin ich bereit, eure Seelen zu holen. Begreift ihr?« Er lachte noch einmal auf und ging davon.

Arlette und Marcel lauschten den immer dünner werdenden Echos der Schritte nach, bis Arlette fragte: »Was meint er damit, wenn er sich unsere Seelen holen will?«

»Ganz einfach, Mädchen. Er wird uns töten und unsere Seelen dem Teufel zuführen.«

»Das… das sagst du so?« stieß sie hervor.

»Weil es den Tatsachen entspricht.«

Arlette ging einen Schritt zurück, bis sie den Stuhl erreicht hatte, auf dem sie sich niederließ. Sie schwiegen sich an, weil beide nichts mehr zu sagen wußten.

An den Wänden leuchteten zwei Lampen. Sie hatten die Form von langen Tropfen und gaben ein weiches Licht ab, das zur Einrichtung des Zimmers paßte.

Marcel atmete schwer, sein Magen war verkrampft. Das Luftholen schmerzte. Er wußte auch nicht mehr, was er noch Tröstendes sagen sollte.

»Wie wird es sein, wenn er unsere Seelen geholt hat?« fragte die junge Frau.

»Das weiß ich nicht.«

»Ob wir etwas spüren, Marcel?«

»Wie meinst du das denn?«

»Schmerzen…«

Er hob die Schultern. »Tut mir leid, Arlette, ich möchte nicht daran denken.«

»Aber ich muß es immer wieder. Ich kann einfach nicht vergessen, wie diese Bestie die tote Simone die Treppe herab und in die Halle geschleift hat. Tut mir leid…«

Marcel wandte sich ab. Er griff in seine Tasche und holte eine kleine Blechschachtel hervor, in der sich dünne Zigarillos befanden.

Schon bald wehten blaugraue Rauchwolken dem Licht entgegen.

Arlette starrte ins Leere. Manchmal zuckte die Haut auf ihrer Stirn, als wäre ihr etwas Besonderes eingefallen.

Marcel Wächter lehnte rauchend an der Wand. »Vielleicht«, sagte er leise, »gibt es noch eine Chance für uns.«

»Und welche?«

»Wir sind zu zweit, verstehst du? Wenn dieser van Akkeren kommt, müssen wir über ihn herfallen.«

»Er ist stärker als wir.«

Marcel hob die Schultern und sah sich im Zimmer um. »Das mag sein. Aber was ist, wenn wir uns bewaffnen? Wie würde die Sache dann aussehen?«

»Bewaffnen?« wiederholte Arlette flüsternd. »Du bist gut. Womit? Wir haben keine Waffen!«

»Die benötigen wir nicht.«

»Dann nimmst du die Hände?«

»Nein.« Marcel ging zu einer barocken Konsole und nahm einen eisernen Kerzenständer hoch. »Glaubst du nicht, daß man van Akkeren damit den Schädel einschlagen kann?«

Die Frau bekam große Augen und schüttelte sich gleichzeitig.

»Würdest du dir das zutrauen, oder könntest du dich überwinden, damit auf einen Menschen einzuschlagen?«

Er nickte. »Wenn es um mein oder dein Leben geht, ganz sicher. Das glaube mir!«

Sie ließ sich Zeit mit einer Antwort. »Ich weiß nicht, ob ich das könnte.«

Er ging zu ihr. Seine Hände legte er auf die Rundungen der Schultern. »Du mußt, Mädchen! Du mußt es einfach! Wir werden über unseren eigenen Schatten springen. Ich habe in der letzten Stunde das gleiche durchgemacht wie du. Eine verfluchte Hölle. Seelenterror, schreckliche Angst, einfach alles. Eines ist sicher, und das ist irgendwie ein positives Ergebnis. Ich werde mich nicht ohne Gegenwehr töten lassen. Nicht von van Akkeren oder dieser komischen lebenden Leiche. Das kann ich dir versprechen. Wenn du klug bist, Arlette, darum bitte ich dich, handle ebenso. Springe über deinen eigenen Schatten!«

»Ich will es versuchen.«

Marcels Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Die Antwort gefällt mir schon besser. Zeigt sie mir doch, daß du jetzt anfängst, dir Gedanken zu machen.« Er trat rückwärts gehend tiefer in den Raum hinein und sah sich genau um.

»Suchst du was?« fragte Arlette. »Eigentlich ja. Die beste Stelle, wo ich mich hinstellen kann, wenn dieser van Akkeren erscheint.«

Marcels Blick hatte an Schärfe gewonnen. Die Angst war überwunden. Er wirkte fast so wie sonst.

»Ich weiß nicht, ob es dir recht ist, Marcel«, sprach Arlette mit leiser Stimme. »Nur könnte ich mir vorstellen, daß ich den Lockvogel spiele, wenn van Akkeren hereinkommt. Ich… ich könnte ihn von dir ablenken – okay?«

Wächter staunte sie an. »Verdammt, Arlette, du denkst ja mit. Die Idee ist ausgezeichnet.«

»Wirklich?«

»Ja, so sollten wir es machen.« Er lief auf die Tür zu und zeigte an, wie sie sich öffnen würde. »Sie geht nach innen auf. Ich werde im toten Winkel stehen und lauern. Wenn van Akkeren die Schwelle übertritt, muß sein Blick auf dich fallen. Aber auf eine etwas andere Arlette…«

»Was meinst du damit?«

Marcel holte tief Luft. »Ich weiß, Arlette, was ich verlange, ist nicht normal, aber in diesem Fall müssen wir es tun. Van Akkeren ist auch nur ein Mann, begreifst du?«

Sie nickte zeitlupenhaft und gab ebenso langsam die Antwort.

»Ja, ich weiß, was du meinst. Ich… ich soll mich wohl etwas freimachen?«

»Genau.«

Arlette schluckte. »Das ist hart.«

»Für unser Leben ist nichts hart genug, denk daran. Wir müssen ihn schaffen.«

»Und wenn nicht?«

»Tja, dann weiß ich mir auch keinen Rat mehr – ehrlich.«

Arlette überlegte noch. »Gut«, stimmte sie nach einer Weile zu.

»Ich werde es versuchen.«

»Danke.« Marcel lief hin und küßte sie. Er merkte, daß selbst ihre Lippen zitterten.

Sehr hart preßte sich die Frau an ihn. »Halt mich fest, Marcel, halt mich nur fest…«

»Das verspreche ich dir. Ich…« Diesmal war es Marcel, der sich nicht mehr rührte, denn er hatte vom Gang her Schritte gehört. »Er kommt«, flüsterte er, löste sich von Arlette und griff zum Kerzenständer. »Jetzt gilt es.«

Sie nickte. Ihr Gesicht war eine Maske. Die Lippen lagen fest aufeinander. Sie wirkten blutleer. Arlette hatte ihre dicke Winterjacke geöffnet. Sie schlüpfte aus dem Kleidungsstück, legte es griffbereit neben sich auf einen kleinen Tisch und faßte den Saum des Pullovers an.

Ihre Augen schwammen in Tränenwasser. »Ich habe so etwas noch nie getan…«

»Dann mach es jetzt!« zischte Marcel, der bereits im toten Winkel der Tür stand und mit schlagbereit erhobenem Kerzenständer darauf

wartete, daß van Akkeren kam.

Er hatte bereits die Tür erreicht.

Sie hörten sein Klopfen, das Signal, das er ihnen bei seinem letzten Besuch versprochen hatte.

Dreimal pochte es!

»Ich bin da!« hörten sie die Stimme van Akkerens. »Jetzt ist die Zeit reif. Ich will eure Seelen…«

»Pullover aus!« zischte Marcel.

Arlette überwand sich selbst und streifte ihn ab. Sie hielt ihn in der Hand. Über ihren nackten, milchkaffeebraunen Oberkörper huschte eine Gänsehaut.

Der Schlüssel drehte sich von außen.

Dann wurde die Tür aufgestoßen. Nur spaltbreit, so daß van Akkeren soeben hineinschauen konnte.

Marcel wartete schlagbereit.

Arlette zitterte, dennoch versuchte sie es mit einem koketten Lächeln und hoffte, daß van Akkeren darauf hereinfiel.

Er trat einen Schritt vor, und er brachte etwas mit. Marcel sah den Lauf der Maschinenpistole, der in das Zimmer hineinstach, und plötzlich war er sich nicht mehr so sicher.

Sollte er jetzt schon…?

Er schlug zu!

Es klirrte, als der schwere Kerzenleuchter den Waffenlauf so hart erwischte, daß van Akkeren die MPi aus den Händen geschleudert wurde und zu Boden prallte. Im nächsten Augenblick wirbelte Marcel um die Türkante, er sah das erschreckte Gesicht Vincent van Akkerens, hob den Kerzenleuchter ein zweites Mal an und schlug mitten hinein in die graue Fratze des menschlichen Teufels.

Er hörte van Akkeren röcheln, sah ihn wanken und mit dem Rücken gegen die andere Gangwand prallen, wo er die Arme ausbreitete und sich abstützte.

»Arlette!« brüllte er. »Komm, Arlette. Nimm deine Sachen, schnell!« Er wollte über alle Berge sein, bevor sich van Akkeren von diesem Treffer erholt hatte.

Er war nicht bewußtlos. Entweder konnte er unheimlich viel einstecken, oder er war nicht richtig erwischt worden.

Arlette rannte mit ihren Sachen in der Hand aus dem Zimmer.

Ihr Freund packte zu und wuchtete sie in den Gang hinein.

»Lauf weg, ich…«

Da griff van Akkeren zu. Seine Hand war wie eine Klammer, die das rechte Fußgelenk des Mannes erwischte und daran riß.

Marcel Wächter verlor das Gleichgewicht. Er riß die Arme hoch und schlug zuerst gegen die Wand, bevor er selbst von den Beinen gerissen wurde.

Arlette hatte es gesehen. Sie wußte plötzlich, daß Marcel Hilfe brauchte, rannte zurück und griff van Akkeren in dem Augenblick an, als er sich aufrichten wollte.

Mit den Stiefelsohlen trat sie zu. Sie trat vor allen Dingen gegen seinen Arm, dessen Hand Marcels Knöchel umklammerte. Beim dritten Tritt ließ er los, so daß Marcel frei war und sich auf die Füße stemmen konnte, was er mit einem Schwung tat.

Fast hätte ihn die nachgreifende Hand van Akkerens noch erwischt, aber Arlette faßte mit beiden Händen zu und riß ihn schwungvoll in den Gang hinein.

Leider nicht in Richtung Treppe. Sie liefen entgegengesetzt, und für eine Umkehr war es zu spät, dann hätte van Akkeren wieder zwischen ihnen gestanden.

Arlette keuchte. Sie hatte nicht die Zeit gefunden, um ihre Kleidung überzustreifen. Mit, nacktem Oberkörper rannte sie neben ihrem Freund her, zitterte, keuchte und hustete.

Marcel wurde als erstem klar, daß sie in einer Sackgasse gelandet waren. Der Gang endete vor einer Wand. In der Nähe leuchtete eine letzte Kerze wie ein vergessenes Totenlicht. Beide schauten sich an. In ihren Blicken stand die Verzweiflung. Arlette schlüpfte wieder in den Pullover, auch die gefütterte Jacke streifte sie über.

Marcel blickte den Weg zurück, den sie gelaufen waren. Was er zu sehen bekam, ließ sein Herz nicht gerade jubeln.

Van Akkeren hatte es längst geschafft, wieder auf die Füße zu kommen. Er verschwand in dem Zimmer, aus dem sie geflüchtet waren. »Jetzt holt er die Waffe!« flüsterte Marcel.

»Und dann?«

»Wird er schießen!«

»Nein!« Arlette preßte die Handfläche auf die Lippen. »Das darf doch nicht wahr sein!«

»Ist es aber. Oder glaubst du, der läuft zum Vergnügen mit einer MPi herum?«

»Was sollen wir tun?«

»Zeit gewinnen.« Er zog Arlette mit sich. In der Nähe befand sich eine Tür. Sie war schmaler als die normalen.

Beide hofften, daß sie nicht verschlossen war.

»Mach schon! Beeil dich!« Arlette stieß ihren Freund an, der Mühe mit der Klinke hatte. Sie ließ sich nur sehr schwer nach unten drücken.

Er schaffte es, zog die Tür auf und schob zunächst Arlette in das Dunkel dahinter. Bevor er ihr folgte, warf er noch einen Blick zurück in den langen Gang.

Auf den ersten Blick sah er leer aus. Das täuschte, denn van Akkeren hatte es schlau angefangen und sich sehr eng an die Wand gedrückt,

wo er mit der Düsternis verschmolz.

Ungefähr dort, wo Marcel ihn vermutete, zuckte es bläulich auf.

Gleichzeitig erklang ein hartes Peitschen, das als rasch hintereinander folgende Echos an ihre Ohren rollte.

Mit einem Hechtsprung landete Marcel Wächter in dieser Kammer. Er spürte die Angst, denn noch nie zuvor in seinem Leben hatte jemand auf ihn geschossen.

Auf dem Boden wälzte er sich herum. Seine Partnerin stand als Schatten neben ihm.

»Tür zu!« schrie er.

Arlette warf sie ins Schloß. Keuchend kam Marcel wieder auf die Füße. »Da haben wir Glück gehabt. Der… der Hundesohn hat tatsächlich auf mich geschossen.«

»Glück?« schrie Arlette. Sie war mit ihren Nerven wieder ziemlich down. »Wie kannst du von Glück reden? Das ist nichts… das ist unser Unglück. Der wird kommen und durch die Tür schießen. Wir stecken hier in einem Gefängnis. Im Zimmer hätten wir uns noch auf den Boden werfen können. Das ist eine Abstellkammer, absolut dunkel…«

Was sich allerdings in den nächsten Sekunden änderte, denn Marcel Wächter holte sein Feuerzeug hervor und knipste es an. Die kleine Flamme erhellte einen Teil der Finsternis. Sie schuf einen Lichtfleck, der über die Eingangstür glitt und ein Schattenspiel auf dem kahlen Mauerwerk hinterließ.

»Es gibt keinen zweiten Ausgang!« hauchte Arlette und schüttelte den Kopf.

Marcel Wächter nickte. Er hatte seinen Kopf nur zweimal bewegen können, beim drittenmal wurde er starr.

Beide hörten das Schaben. Es klang an der Wand gegenüber auf.

Denn dort öffnete sich plötzlich eine Geheimtür, als wäre jemand da, der sie von der anderen Seite aufzog.

Arlette preßte sich an ihren Freund, der auch weiterhin sein brennendes Feuerzeug in der Rechten hielt. Es störte ihn nicht, daß die Flammen seine Daumenspitze ansengten, er hatte nur Augen für die rechteckige Öffnung, die immer größer wurde, weil sich ein Teil der Wand nach innen drehte.

Plötzlich stand eine Gestalt in der Öffnung.

Ein Geist!

***

Arlette Omère schrie auf. Das Erscheinen des Geistes hatte sie tief erschreckt. Diese Gestalt durfte es einfach nicht geben. Trotz der Finsternis war sie deutlich zu erkennen, denn ihre Umrisse hellten das Dunkel auf.

Marcel Wächter sagte gar nichts. Ihm kam es so vor, als wären alte

Geschichten wahr geworden, die man sich früher in den Landschulheimen und Jugendherbergen erzählt hatte.

Da war des Nachts von der weißen Frau gesprochen worden oder vom Gespenst ohne Kopf.

Und jetzt stand so eine Erscheinung vor ihnen. Ein leibhaftiger Geist, eine Gestalt, die feinstofflich und gleichzeitig durchsichtig war und in ihrem echten Leben eine Frau gewesen sein mußte.

Arlette wischte über ihre Augen. Sie wollte etwas sagen, aber dieser plötzliche Schock hatte sie sprachlos gemacht.

Der Geist »redete« auch nicht. Dafür vernahmen sie von draußen die Geräusche. Van Akkeren jagte dort über den Gang. Er schrie und tobte. Einmal drückte er sogar ab, bevor er lachte und erklärte, daß er die beiden killen würde.

»Kommt… kommt zu mir …« Sie vernahmen die gezischelten Worte des weiblichen Geistes. »Nur ich kann euch noch vor dem Tod retten. Kommt zu mir, schnell …«

Sie schauten sich an. »Sollen wir?« fragte Arlette.

»Bleibt uns etwas anderes übrig?«

»Wohl kaum.«

»Dann los!«

Der Geist stand noch immer wie mit dünnen Pinselstrichen gezeichnet innerhalb des Rechtecks. Er bewegte sich nicht einmal zur Seite, als die beiden auf ihn zuliefen.

Um sich an der Gestalt vorbeidrücken zu können, dazu war die Öffnung zu schmal. Also lief das Paar direkt auf das Gespenst zu.

Zuerst Arlette. Sie spürte den kühlen, fast eisigen Hauch ebenso wie einen Herzschlag später Marcel Wächter.

Durch die heftige Laufbewegung und den Windzug verlöschte die Flamme des Feuerzeugs.

Es wurde finster. Hinter dem Eingang waren beide stehengeblieben und faßten sich gegenseitig an, um sich durch die körperliche Berührung Mut zu geben.

Dann schloß sich die Geheimtür.

Sie hörten das Knirschen, das dabei entstand, und hatten sehr bald den Eindruck, in einer stockfinsteren Gruft zu stehen. Mit einem letzten Kratzen schloß die Tür endgültig.

Jetzt waren sie gefangen, und sie fragten sich, wohin sie der Weg wohl führen würde.

Es gab zwei Alternativen.

Freiheit oder Tod!

***

Suko und Frank Didier hatten sich wieder in die kleine Gaststätte zurückgezogen. Der Franzose wischte über seine wenigen, naß

gewordenen Haare. »In der Haut Ihres Freundes möchte ich wahrhaftig nicht stecken. Der rennt durch dieses verdammte Wetter auf das Schloß zu. Wer weiß, ob er überhaupt heil dort ankommt.«

Suko nickte. »Da haben Sie recht. Nur sind wir es gewohnt, diese Risiken einzugehen.«

Didier brauchte noch einen Kognak. »Was sind Sie eigentlich für Polizisten?« fragte er.

»Beamte bei Scotland Yard.«

Frank nahm einen Schluck und schloß dabei die Augen. »Wollen Sie mir weismachen, daß Sie normale Beamte von Scotland Yard sind? Das glaube ich nicht.«

»Wir haben ein Spezialgebiet.«

»Geisterjagd?« Didier hatte es spöttisch gefragt und wunderte sich, als Suko nickte.

»So kann man es nennen. Wir beschäftigen uns mit übersinnlichen Dingen. Wir jagen Dämonen, Vampire, Zombies, Werwölfe«, zählte er auf, »was immer Sie wollen.«

»Das hört sich an, als wären Sie ein Schriftsteller, Monsieur l'Inspecteur.«

»Ich erzähle Ihnen nichts, was nicht den Tatsachen entspricht«, erwiderte Suko. »Mein Kollege John Sinclair und ich jagen tatsächlich diese Mächte der Finsternis.«

»Auch hier?«

»Ja.«

»Hinter wem sind Sie her? Nur hinter diesem Menschen auf dem Château dort oben?« Didier trank und hörte dabei zu, was Suko antwortete.

»Im Prinzip ja. Es ist leider so, daß Aktivitäten derartiger Personen andere schreckliche Dinge nach sich ziehen, wenn Sie verstehen. Van Akkeren, das ist ein Mensch, den die Hölle geformt hat. Er bezeichnet sich als Nachfolger Baphomets, einer teuflischen Figur, die ebenso existiert wie Asmodis oder Beelzebub. Die drei zusammen ergeben das absolut Böse überhaupt, nämlich Luzifer.«

»Und das glauben Sie?« staunte Frank den Inspektor an.

»Nicht nur das. Ich weiß es sogar.«

»Ach ja?«

»Sicher.« Suko lächelte und schaute durch die Scheibe nach draußen. Es schneite. Cerbac wirkte wie ausgestorben, als würde es in einer anderen Welt liegen.

»Mit welch einer Gefahr rechnen Sie denn hier, Monsieur Suko?«

»Das ist schwer zu sagen. Van Akkeren will, so nehme ich an, wieder alte Zustände einführen. Ich kann mir vorstellen, daß er versuchen wird, vom Schloß aus den Ort zu beherrschen. Und nicht nur das Dorf, auch dessen Bewohner. So muß es früher gewesen sein, als Ariol Le

Duc noch regierte. Wissen Sie mehr über die Zeit?«

»Ein wenig.«

»Dann berichten Sie!«

Frank Didier schaute in sein Glas. »Was soll ich da sagen? Die Bücher schreiben nicht allzuviel über diese schreckliche Zeit. Es steht nur fest, daß die Menschen hier im Tal schwer gelitten haben. Ariol Le Duc führte ein ehernes Regime. Er zwang die Leute, ihm Untertan zu sein. Er ist den falschen Weg gegangen.«

»War er ein Templer?«

»Man spricht davon, will ich mal sagen. Beweisen kann es niemand hundertprozentig.«

»Wie stehen Sie persönlich zu den Templern, Monsieur Didier?«

Frank blickte Suko über den Glasrand hinweg an. »Ich hasse sie.«

»Weshalb?«

»Sie waren schlecht. Man hat sie oft genug als eine Sekte des Teufels bezeichnet.«

Suko nickte. »Sie haben recht und unrecht zugleich.«

»Wieso?«

»Es gab zwei Strömungen unter den Templern. Man hat ihnen übel mitgespielt. Die offizielle Kirche verfolgte sie mit Neid und Haß. Ja, man war neidisch auf ihre Leistungen und gleichzeitig auch auf ihr Vermögen. Deshalb sorgte Papst Clemens dafür, daß die Templer gejagt und vernichtet wurden. Am 18. März 1314 war es dann soweit. In Paris, auf der Ile de la Cite, bestiegen drei Templer den Scheiterhaufen. Einer von ihnen war Jacques Bernard de Molay, der letzte Großmeister des Templerordens. Die drei Verbrannten nahmen aber viele Geheimnisse mit in den Tod. Ihre Feinde dachten, es sei das Ende der Templer gewesen, aber sie irrten sich. Es ging weiter. Nur kämpften die Templer jetzt anders. Sie waren in den Untergrund gegangen, vielen war auch die Flucht gelungen, und es gab die Spaltung. Die von der offiziellen Amtskirche Enttäuschten wandten sich der Gegenseite zu…«

»Dem Teufel?«

»So ist es, Monsieur. Zudem existierte noch ein weiteres Geheimnis. Es ging immer wieder um den rätselhaften Dunklen Gral. Wer ihn besitzt, der war zwar nicht unsterblich, aber er konnte die Templer und auch andere manipulieren. Der Dunkle Gral eröffnete Möglichkeiten, er zeigte Verbindungen auf. Durch seine Hilfe konnte es den Menschen gelingen, auch andere Welten zu begreifen wie das geheimnisvolle Land Aibon, zu dem es vom Gral aus einen Verbindungsweg gibt.«

»Gral«, flüsterte Didier, »das ist Lohengrin und…«

»Genau. Auch die Sagen- und Mythenwelt vereinigt sich darin. Es ist ein großes Geheimnis…«

»Und wer besitzt den Gral?« fragte Didier. »Welche Gruppe der Templer hat es geschafft?«
»Keine.«
»Dann wird die Suche fortgesetzt?«
»Sie wurde es«, sagte Suko. »Es gibt eine andere Person, die würdig genug ist, sie zu besitzen. Sie kennen diesen Mann, er war vorhin noch bei uns.«
Frank Didier stellte sein Glas ab und blickte Suko mit staunenden Augen an. »Meinen Sie John Sinclair?« hauchte er.
»Ja.«
»Das ist doch nicht…« Er sprang auf. »Nein, das kann ich nicht glauben, Monsieur Suko.«
Der Inspektor nickte. »Es stimmt, ich mache Ihnen nichts vor und werde Ihnen den Beweis bringen.«
»Sie meinen… Sie meinen …« Didier war so aufregt, daß er nach Luft schnappte.
»Ja, den Dunklen Gral.«
»Mann, Mann, ich werde noch irre.« Didier war völlig durcheinander. Er griff wieder zur Kognakflasche und schenkte den dritten ein. Dann fuhr er herum. »Ich kann das alles nicht begreifen. Für mich geht eine Welt unter, oder es zeigt sich mir eine neue. Die Fotos, die verschwundenen Menschen, der Dunkle Gral, dieser van Akkeren, dazwischen Ariol Le Duc, wo ist die Verbindung?«
»Wir werden sie finden«, erwiderte Suko.
»Und wie machen Sie das?«
»Ich weiß es noch nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Aber ich habe ein gutes Hilfsmittel. Bisher, Monsieur Didier, habe ich nur davon geredet. Jetzt werde ich ihn holen. Wir haben ihn mitgebracht. Er liegt im Kofferraum unseres Leihwagens. Es dauert nicht lange, ich bin gleich wieder zurück.«
»He, Inspektor!« rief Didier ihm nach, als Suko schon an der Tür war. »Kommen Sie auch tatsächlich zurück?«
»Natürlich.«
»Schnell, bitte.«
»Keine Sorge, noch sind wir sicher.« Suko ließ sich auch durch den skeptischen Blick des Mannes nicht beeinflussen. Er trat hinaus in den Schnee und die Finsternis. Schon nach zwei Schritten hatte ihn die wirbelnde Wand verschluckt.
Zurück blieb Frank Didier. Er spürte das kalte Gefühl im Nacken und gleichzeitig auch die Gänsehaut. Die Lage war sehr verzwickt.
Nicht daß er um sein Leben gefürchtet hätte, aber es gab Dinge, die konnte er einfach nicht begreifen. Er war mit einer Welt konfrontiert worden, von der er bis zum heutigen Tag noch nichts gewußt hatte. Diese Welt existierte tatsächlich. Didier sah keinen Grund, an den

Worten des Inspektors zu zweifeln. Er hatte ihm die Erklärung mit einem so großen Ernst gegeben, daß eine Lüge einfach nicht drin war.

Automatisch dachte er an seine Freunde auf dem Schloß. Wie mochte es ihnen ergehen? Dieser van Akkeren hatte sie in der Hand. Er würde sie quälen und foltern, er würde…

Seine Gedanken stockten, weil er ein Geräusch vernommen hatte.

Schreie!

Nicht laut, eher leise, jammernd und auch wehklagend. Die zweite Haut auf seinem Rücken verdichtete sich. Das innerliche Zittern packte ihn wie Stromstöße, und als er sich umdrehte, geschah dies in einem Zeitlupentempo.

Wieder fiel sein Blick auf das Foto mit dem toten Wirtsehepaar.

Er schaute in die Gesichter, in die Augen, auf die Münder und stellte fest, daß sie lebten.

Ja, sie bewegten sich!

Die Schreie glitten aus ihnen hervor, sie trafen seine Ohren, er sah die Angst in den Zügen und mußte zugeben, daß die Gesichter der beiden Menschen lebten.

Ein lebendes Foto!

Begreifen konnte Didier das nicht. Nur fürchtete er sich vor diesen Dingen und ging langsam zurück. Blaß im Gesicht, mit Schweißperlen auf der Stirn. Die kleine Bar kam ihm plötzlich vor wie ein zu enges Gefängnis, das ihn allmählich erdrückte.

Erst kurz vor der Tür drehte er sich um.

Daneben schimmerte mattgrau die Fensterscheibe, hinter der Schnee als vom Himmel fallender und nie abreißender Vorhang wirbelte. Die härter gewordenen Flocken peitschten gegen die Scheibe wie kleine Trommelschläge und hinterließen dort ein wahres Feuerwerk.

Didier griff zur Klinke. Der Mann wollte nicht mehr länger in der Bar sein. Draußen fühlte er sich freier und sicherer, trotz des vielen Schnees.

Frank Didier kam nicht dazu, die Tür zu öffnen. Vor ihr vernahm er ein Geräusch.

Schritte!

Dann waren sie da!

Er zuckte etwas zurück. Sein Glück, denn die Bewegung rettete ihm vermutlich das Leben.

Der dumpfe Schlag hämmerte von außen gegen das Holz der Tür. Nur blieb es nicht dabei, denn diesem Geräusch folgte das Splittern, dann brach in Kopfhöhe das Holz auf und etwas Langes, Glänzendes, Spitzes sauste hindurch.

Die breite Klinge eines Messers!

Und sie rasierte nur haarscharf an Franks linkem Ohr vorbei…

***

Der Druck hatte sich verstärkt. Abbé Bloch spürte das mit jeder Stunde, die verging. Er hatte das Gefühl, von einer schlimmen Last gebeugt zu werden. Er kannte die Verantwortung, die er trug, denn der Würfel des Unheils hatte ihm gezeigt, was sich ereignen würde.

Ein Blinder, der *sah*.

Das war der Abbé, und das wußten mittlerweile auch seine getreuen Templer, die er um sich versammelt hatte. Sie alle lebten in Alet-les-Bains, dem kleinen Ort im Süden von Frankreich, bereits in Sichtweite der Pyrenäen, deren Gebirgsmassiv sich bei klarem Wetter wie eine unüberwindbare Wand im Süden abhob.

Alet-les-Bains lag ebenfalls in einem bergigen Gelände, eine wunderschöne Gegend, besonders im Frühjahr und im Herbst. Die Sommer waren sehr heiß, die Winter konnten kalt sein. Dann waren die Felsen mit Schneemassen bedeckt, und auch die langen Hänge mit ihrem mediterranen Pflanzenbewuchs lagen unter der weißen Schneeschicht begraben.

In diesem Winter hatte sich die Kälte Zeit gelassen, die ersten Blüten hatte sich bereits geöffnet.

Das waren für die Menschen Zeichen der Hoffnung, Beweise eines neu erwachten Lebens, das Abbé Bloch nicht mehr sehen konnte. Seit einiger Zeit schon lebte er als Blinder. Eine geschmolzene Silbermaske hatte ihm das Augenlicht genommen, und alle ärztliche Kunst, das Augenlicht zu retten, war vergebens gewesen.

Der Abbé hatte sich nicht nur mit seinem Schicksal abgefunden, er hatte auch versucht, das Beste daraus zu machen. Von John Sinclair war ihm der Würfel des Heils überlassen worden. Durch ihn konnte er nicht nur Kontakt zu anderen Dimensionen und Welten halten, auch zum Dunklen Gral, der endlich gefunden worden war und sich nun im Besitz der richtigen Person befand.

Abbé Bloch hatte John Sinclair gewarnt. Er wußte auch, daß seine Warnungen bei dem Geisterjäger auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Wie er John Sinclair kannte, würde er dem Fall nachgehen.

Um Alet-les-Bains herum konzentrierte sich die Magie. Keine böse, keine Schwarze Magie. Es war die Magie des Mittelalters, einer Zeit, in der Menschen aufgebrochen waren, um Geheimnisse zu entdecken, die im verborgenen lagen.

Davon profitierten auch ihre Nachfolger, zu denen sich der Abbé zählte.

Ein Blinder fühlt und spürt mehr als die Sehenden. So erging es auch dem Anführer der Templer. Etwas drückte und bedrückte ihn.

Er hatte nur noch nicht herausgefunden, was es genau war, deshalb wollte er allein sein, um es zu lokalisieren.

Allein mit dem Würfel!

Dem Abbé war klar, daß jemand etwas in Bewegung gesetzt hatte.

Ein Ereignis von großer Tragweite. Aus der Vergangenheit war etwas gekommen und hing wie die drohende Klinge eines Schwertes über ihren Köpfen.

Bloch wollte es herausfinden.

Und wieder konzentrierte er sich auf den Würfel. Er saß in seinem spar- tanisch eingerichteten Zimmer – Luxus war den Templern zuwider – und konzentrierte sich.

Der Abbé war in den letzten Monaten stark gealtert. Das Haar zeigte jetzt eine fast weiße Farbe. In sein Gesicht hatten sich die Furchen tiefer eingegraben, die Augen versteckte er hinter den Gläsern einer dunklen Brille.

Seine Hände umspannten den Würfel. Es waren lange, gebräunte Finger, über die sich die Haut spannte. Sie war mit Altersflecken übersät und wirkte dennoch jugendlich.

Etwas hatte sich verändert, das merkte der Abbé. Die Gefahr lag nicht mehr so weit zurück, sie war näher gekommen, und er glaubte fest daran, sie lokalisieren zu können.

Van Akkeren, der Baphomet-Nachfolger. Derjenige, der selbst meinte, Baphomet zu sein, obwohl dieser Kind-Dämon wieder aufgetaucht, aber zurückgeschlagen worden war.

Der Abbé erinnerte sich noch genau an das Grauen in Paris, als die Templer gegen Baphomet kämpften und eine große Schlacht letztendlich gewonnen hatten, wenn auch nur unter starken Verlusten.

Das wußten Bloch und seine Gefährten. Sie bildeten so etwas wie eine Bastion der letzten aufrechten Templer, und sie setzten den Kampf fort, der mit der Vernichtung des Ordens im Jahre 1314 eingeleitet worden war.

Wer noch außer van Akkeren?

Konnte der Würfel dem Abbé die Antwort geben? Es mußte etwas mit dem Schloß zu tun haben, das über der Loire lag. Bloch hatte es gesehen, nur undeutlich, es waren nur schwache Ströme gewesen, die es noch nicht geschafft hatten, ein konkretes Bild zu formen.

Da war jemand!

Der Würfel erwärmte sich. Nicht nur durch die Wärme der Handflächen, in seinem Innern tat sich etwas, das Bloch allerdings nicht sehen konnte.

Die wesentlich helleren Schlieren, sie sahen aus wie kleine, weiße Würmer, gerieten in Bewegung und schafften es, sich durch zuckende Schwanzbewegungen voranzutreiben. Diese Tatsache hatte noch einen anderen Hintergrund.

Die Schlieren gaben, wenn sie so reagierten, gleichzeitig Informationen ab.

Diese Informationen wurden dem Abbé übermittelt und vor seinem geistigen Auge in Bilder umgesetzt. Bilder einer Szene, die nicht direkt

in Alet-les-Bains zu finden war, aber auch nicht auf Château Le Duc.

Bloch zeigte sich irritiert. Aus alter Gewohnheit zwinkerte er hinter den dunklen Brillengläsern mit den Lidern. Dieses Sehen geriet in eine völlig andere Richtung, die er vor Minuten noch nicht für möglich gehalten hatte.

Er hatte bei seinem ersten Versuch das Gesicht van Akkerens gesehen.

Es tauchte nicht mehr auf. Eine andere Szene entstand. Er erkannte eine wilde Felsgegend, die so aussah, als hätte die Natur erst alles ausprobiert, bevor sie sich dazu entschloß, liebliche Landschaften herzustellen.

Wild und ungezügelt, dunkle Felsen, eine schmale Schlucht, der Eingang zu einer Grabstätte.

Zur Kathedrale der Angst.

Zahlreiche Menschen in der Nähe des Ortes wußten, daß in der Kathedrale etwas Geheimnisvolles und Unheimliches vorging. Niemand traute sich dorthin, bis auf die Templer, denn sie waren die Hüter des Geheimnisses, obwohl sie auch die jahrhundertealte Warnung kannten, die in das harte Felsgestein gemeißelt worden war.

Terribilis est locus iste – dieser Ort ist gefährlich!

Das hatten vorausschauende Menschen schon vor vielen Jahrhunderten erkannt und sich auch danach gerichtet. Sie wollten andere warnen, den Ort zu betreten, und sie hatten gut daran getan, denn die Schlucht war zu einem Hort des Bösen geworden.

Bis die Temper kamen, sich an diese Schlucht erinnerten und sie umpolten.

So diente sie nun ihren Zwecken, und in ihr lag eines der großen Geheimnisse des Ordens überhaupt versteckt.

Ein silbernes Skelett!

Die Templer hatten es in die Kathedrale der Angst geschafft, denn dieses Skelett war einmal einer von ihnen gewesen.

Hector de Valois!

Ein ebenfalls berühmter Templerführer und jemand, der auch den Dunklen Gral und sogar einen Teil seiner Geheimnisse erforscht hatte. Er war gestorben, aber nicht zu Staub verfallen. Über seine bleichen Gebeine hatte sich eine Silberschicht gelegt. Sie existierte nun als Mystifikation weiter, ebenso wie sein Geist, der sich auch schon aus den anderen Sphären gemeldet hatte.

Hector de Valois hatte vor seinem Leben als Templer-Führer schon einige Male existiert, unter anderem als Richard Löwenherz und wahrscheinlich auch als König Salomo. Und er war nach seinem Tod wiedergeboren worden, in einem Mann, der sich jetzt als Hüter des Dunklen Grals bezeichnete – John Sinclair!

So weit die einzelnen Punkte und Tatsachen auch voneinander

getrennt waren, irgendwo über Zeit und Raum hinweg führten sie zusammen und verdichteten sich.

Vor dem geistigen Auge des Abbé entstand ein Bild. Er konnte in die Schlucht hineinsehen und auch in den steinernen Sarkophag, der nicht abgedeckt war.

Dort lag das silberne Skelett!

Der Abbé wußte genau, daß es ihm eine Nachricht geben wollte.

Er lauschte, er konzentrierte sich und verstand die Gedankenströme des anderen.

Man rief nach ihm.

›Komm! Komm her, die Zeit eilt. Der böse *Fluch* ist erwacht. Er hat lange geruht, nun ist es an der Zeit, daß er sich allmählich aufschwingt und neue, schreckliche Taten vollbringt. Wo sich die Vergangenheit und die Gegenwart treffen, ist eine Schnittstelle des Bösen entstanden. Der Fluch des Ariol Le Duc. Komm her, du mußt kommen. Ich brauche ihn, ich brauche ihn…‹ Da riß der Kontakt ab.

Der Abbé umschloß mit seinen Händen fest den Würfel und wartete auf weitere Informationen, aber das klappte nicht.

Die andere Welt schwieg sich aus…

Bloch atmete tief und seufzend ein. Er löste seine Hände und lehnte sich zurück, bis er die harte Lehne des Stuhls in seinem Rücken spürte. Es war die zweite Warnung gewesen, diesmal aber deutlicher und konkreter. Deshalb mißachtete Bloch die Warnung auch nicht. Er wußte genau, was er zu tun hatte.

Schwerfällig drehte er sich auf dem simplen Holzstuhl herum.

Am Tisch lehnte sein Blindenstock, den er hochkantete und ihn mit der Spitze der Tür entgegenstreckte. Dreimal pochte er hart gegen das Holz. Diese Schläge wurden gehört. Seine Getreuen wußten nun Bescheid, daß er mit ihnen sprechen wollte.

Schon bald öffneten sie die Tür. Zwei Männer standen auf der Schwelle. Sie hießen Arno und Jasper.

»Du hast gerufen, Abbé?« fragte Jasper, ein schlanker Mann mit kurzgeschnittenen, blonden Haaren und den hellblauen Augen eines Mannes aus der Normandie.

»Ja, ich möchte weg.«

»Wohin, Abbé?« diese Frage stellte Arno. Im Gegensatz zu Jasper war er vollbärtig und dunkelhaarig.

»In die Kathedrale!«

Die beiden Templer schauten sich an. Sie wagten keinen Widerspruch, waren aber doch erschrocken.

»Wann, Abbé?«

»Sofort, Jasper. Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren. Wir müssen auf der Stelle losgehen.« Der Abbé stemmte sich auf der Tischplatte ab und in die Höhe.

Arno sprang hinzu, stützte ihn und führte ihn zur Tür. »Laß mich allein gehen, aber fahrt den Wagen vor das Haus. Ich möchte, daß ihr beide mich begleitet.«

»Natürlich, Abbé.« Die Männer redeten mit dem Anführer der Templer nicht unterwürfig, sondern sehr respektvoll. Sie wußten genau, was sie von ihm zu halten hatten.

Bloch drehte sich noch einmal um. Er streckte den Arm aus und faßte zielsicher nach dem rot violetten Würfel. »Ihn muß ich mitnehmen«, erklärte er und fügte nichts mehr hinzu. Seine beiden Begleiter akzeptierten dies und stellten auch keine weiteren Fragen.

Die Templer lebten in Alet-les-Bains in einem Haus zusammen, das ihnen gehörte. Sie allein wohnten darin, es war zu ihrer Heimat geworden und gleichzeitig zu ihrem Stützpunkt. Der Abbé und seine Getreuen hätten sich keinen anderen Ort auf der Welt vorstellen können, um besser zu leben. Dies hier war geschichtsträchtiger Boden, hier konnten sie agieren und reagieren, und sie hatten so etwas wie eine Festung des Guten gegen die Mächte der Finsternis aufgebaut.

Gemeinsam waren sie stark, das wußte auch die andere Seite und hütete sich davor, die Templer frontal zu attackieren.

Sie kamen auch nicht an das silberne Skelett heran, denn es besaß eine sehr starke Schutzwaffe. Das Siegel der Templer!

Es war ein uralter Stein, der einst Richard Löwenherz gehört hatte. Darauf abgebildet, direkt über einem liegenden Halbmond, dem alten Zeichen der Mutter Gottes, war John Sinclairs Kreuz!

Trotz seiner Blindheit kannte sich der Abbé aus. Wenn er durch das Haus ging, war er zu hören, denn bei jedem Schritt tickte auch die Spitze des Blindenstocks auf die Holzbohlen des Fußbodens und verursachte ein hallendes Echo.

Er durchquerte den geräumigen Versammlungsraum der Gruppe und erreichte einen Flur, der vor der breiten Haustür endete.

Als einer seiner Getreuen sie ihm öffnen wollte, schickte ihn der Abbé fort. »Nein, mein Freund, das mache ich selbst. Ich habe zwar mein Augenlicht verloren, aber es gibt Menschen, die sehen trotzdem. Dazu zähle ich mich.«

»Pardon, Abbé…«

Bloch trat hinaus in die Dunkelheit. Für ihn war es immer dunkel, dennoch spürte er genau, wann sich der Tag verabschiedete und der Abend sowie die Nacht begann.

Von den Bergen wehte ein kühler Wind. Der Abbé ließ ihn sich ins Gesicht wehen. Die Nasenflügel vibrierten, er spürte, daß der Wind, obwohl nicht warm, den ersten Hauch von einem sich abzeichnenden Frühling mitbrachte.

Inzwischen war der März angebrochen, der Monat, in dem sich der Winter verabschiedete, um dem neu erwachenden Leben den nötigen

Platz zu verschaffen.

Das Haus der Templer – es wies Ähnlichkeit mit einer Herberge auf – lag ein wenig abseits des übrigen Dorfes. Die Gruppe hatte mit den normalen Bewohnern von Alet-les-Bains nicht viel zu tun.

Man war den Menschen freundschaftlich verbunden, biederte sich aber nicht an und wurde auch von ihnen akzeptiert.

Nach wie vor aber begegneten die Bewohner von Alet-les-Bains den Templern mit einer gewissen Scheu. Für sie stand fest, daß es Männer waren, die ein großes Geheimnis hüteten, über das sie nicht sprechen wollten.

Der Abbé vernahm das Geräusch eines anfahrenden Wagens. Er wußte, daß es Jasper und Arno waren, die kamen, um ihn abzuholen. Dicht neben ihm hielten die Templer an.

Jasper saß am Steuer des Peugeot-Kombi. Er blieb sitzen, während Arno die Beifahrertür öffnete und danach auch die Fondtür aufzog, damit der Abbé einsteigen konnte.

Bloch kannte das Ritual. Er zeigte keine Spur von Unsicherheit, als er sich in den Fond des bequemen Wagens setzte.

»Ihr wißt, wohin die Fahrt geht?«

»Ja, Abbé.«

»Dann bitte.«

Sie fuhren los. Die Bewohner von Alet-les-Bains gehörten zu den Menschen, die sich sehr früh zur Ruhe begaben. Sie mußten ihr Geld in schwerer Tagesarbeit verdienen, da verlangte die Natur einfach ihr Recht, daß man sich früh niederlegte.

So rollte der Wagen auch durch stille Straßen und noch schmalere Gassen.

Das Licht der Scheinwerfer schuf einen bleichen Teppich. Er kroch über den Boden, streifte Hauswände oder glitt über die Fensterscheiben hinweg, wo manch Neugieriger stand und zurückzuckte, wenn das Licht das Glas streifte.

Viele Menschen beobachteten die Fahrt des Wagens und erkannten an der Richtung, wohin die drei Templer fuhren.

Sehr bald lagen die Häuser der Ortschaft hinter den Templern.

Sie waren nicht nur in der Talmulde gebaut worden, sondern standen auch an den Hängen. An besonders steilen Stellen klebten sie wie Vogelnester.

Auch der Weg führte steil und in Windungen in die Höhe, um das weite Plateau zu erreichen, das erst überquert werden mußte, bevor sie in die Felsregion gerieten, in der die Kathedrale der Angst lag.

Jasper kannte den Weg genau. Er fuhr ihn nicht zum erstenmal hoch. Daher wußte er genau, welche Kurven er langsamer nehmen mußte.

Nach einigen Minuten Fahrzeit lag Alet-les-Bains unter ihnen.

Wenn sie zurückschauten, sahen sie die einsamen Lichter des Ortes

wie Sterne blinken.
Ansonsten wölbte sich über ihnen ein dunkler, wolkenreicher Nachthimmel, an dem keine Gestirne zu sehen waren.
Auf dem Felsplateau existierte kein Weg mehr. Die vier Reifen rollten jetzt über das normale, steinige Gelände und wurden arg strapaziert. Der Boden war nie glatt. Auf ihm lagen kleine Steine verteilt, als hätte sie jemand dort verstreut. Es wuchs kein Baum, kein Busch, nur dürres Gras oder fußhohes Unkraut im Sommer, das bei starker Sonneneinstrahlung regelrecht verbrannte.
Der Abbé hatte sich selbstverständlich angeschnallt. Sicher war sicher. Die hohen, wuchtigen Felsen waren erst zu ahnen. Als noch dunklere Wand standen sie gebirgsgleich in der grauschwarzen Finsternis der Nacht.
Jasper, der Fahrer, hatte das Fernlicht eingeschaltet, dessen bleiche Kegel wenig später gegen das schwarze Gestein knallten und es schimmern ließen, als würden sich in seinem Innern Silberadern befinden.
Das Auto verlor am Tempo. Jasper ließ es vor dem Eingang der Schlucht ausrollen.
Hier waren die Felsen wie Säulen gebaut, eine Laune der Natur, als hätte sie schon vor Millionen vor Jahren gewußt, was auf diese Region zukommen würde.
Arno stieg als erster aus. Er öffnete die rechte Tür des Fonds, um den Abbé herauszulassen.
»Danke«, sagte Bloch, stemmte sich auf seinen Blindenstock und blieb neben dem Wagen stehen.
Den Würfel trug er bei sich. Er hielt ihn in der linken, der freien Hand.
Der Abbé konnte es nicht sehen, er wußte trotzdem, daß sich hier die Beschaffenheit des Bodens verändert hatte. Nicht mehr graues Gestein bedeckte den Untergrund, die Farbe und die Beschaffenheit hatten gewechselt.
Jetzt war der Boden schwarz, als hätte man ihn mit Teer getränkt.
Er bestand aus erkalteter Lavaasche, die vor vielen Jahren einmal aus einem Vulkan gedrungen und in gewaltigen Bahnen ins Tal gelaufen war, wo sie erkaltete.
»Sollen wir dich begleiten?« erkundigte sich Jasper sicherheitshalber. Er wußte, daß es Situationen gab, wo der Abbé allein sein wollte. Das war jetzt nicht so.
Bloch nickte. »Ja, ich möchte, daß ihr einen Teil des Weges an meiner Seite bleibt, bis ich euch Bescheid gebe, denn den Rest der Strecke muß ich allein gehen.«
»Natürlich, Abbé.«
Die beiden Templer rahmten ihren Anführer ein und wirkten, auch

weil sie größer waren, fast wie Leibwächter.

Obwohl Bloch nichts sehen konnte, lehnte er es ab, von seinen Freunden geführt zu werden. Diese dunkle Felsregion war für ihn so etwas wie eine zweite Heimat geworden, in der er sich ausgezeichnet auskannte. Da war ihm fast jeder im Weg liegende Stein bekannt, er schritt durch Mulden und über Vorsprünge hinweg und fürchtete sich auch nicht vor der bedrückenden Enge, die er noch aus seiner »sehenden« Zeit her kannte. Die Wände der Schlucht wuchsen, je tiefer man in die Region eindrang, immer dichter zusammen, bis sie in das Zentrum der Kathedrale führten, wo sie sich dann zu einer Sackgasse vereinten.

Kein Sonnenstrahl, kein Regentropfen erreichte die Tiefe. Hier herrschte schon fast so etwas wie eine ewige Ruhe.

Jeder Schritt auf dem harten Boden steigerte sich mit seinem Echo zu einer Geräuschkulisse.

Jasper und Arno war unwohl. Sie schauten sich ab und zu um, ließen ihre Blicke auch in die Höhe wandern, doch Gefahr drohte ihnen aus keiner Richtung.

Je tiefer der Abbé in die Schlucht eindrang und je näher er seinem eigentlichen Ziel kam, um so elastischer wurden seine Schritte.

Es schien so, als gäben ihm die Felsen und die gesamte Umgebung eine neue Kraft, um der großen Aufgabe gewappnet zu sein.

Er sprach es auch aus und informierte seine beiden Begleiter.

»Wir stehen wahrscheinlich vor entscheidenden Dingen. Das Grauen kriecht aus der Vergangenheit hervor, um in der Gegenwart seine blutigen Spuren zu hinterlassen. Betet, meine Freunde, daß es mir gelingt, es zu stoppen. Oder demjenigen, der mich gerufen hat. Wir können nur einen kleinen Teil dazu beitragen. Ich hoffe aber, daß er entscheidend sein wird. Darum betet, Freunde.«

»Wir werden es.«

Bloch stoppte plötzlich. Die Spitze des Stocks kratzte noch einmal über das dunkle Gestein, dann war es still. Der Abbé spürte genau, daß er nicht mehr weit vom Ziel entfernt war. Er nahm die geheimnisvollen Ströme und Schwingungen auf wie ein Seismograph die Wellen eines entfernten Erdbebens.

»Jetzt laßt mich allein gehen und das tun, was ich muß.«

»Sollen wir hier auf dich warten, Abbé?« fragte Arno leise.

»Ja. Ich kehre zu euch zurück, wenn ich meine Aufgabe erledigt habe.«

Es waren seine letzten Worte, die er an die Templer richtete.

Zehn seiner Getreuen waren in Alet-les-Bains zurückgeblieben. Auf jeden einzelnen konnte er sich blind verlassen.

Er und seine zwölf Templer, das war ein Sinnbild, wie es schon vor zweitausend Jahren die Welt verändert hatte. Damals nur mit anderen

Personen und unter anderen Vorzeichen.

So ging der Abbé allein weiter in die Dunkelheit hinein, in der er sich so wohl fühlte, weil er hier von Kräften umgeben war, die er als seine Freunde bezeichnete.

Er sah trotzdem, denn er fühlte.

Die Botschaft klang in seinem Gehirn nach. ›Du bist da. Du bist meinem Ruf gefolgt, Abbé. Tritt näher. Komm zu mir an den Sarg heran. Dann erkläre ich dir, was du zu tun hast. Du brauchst dich nicht zu fürchten, komm nur zu mir…‹ Bloch ging weiter. Schritt für Schritt trat er hinein in die Tiefe der Kathedrale.

Seine Tritte durchbrachen die ehrfurchtsvolle Stille zwischen den hohen Wänden. Nichts war zu hören, nicht einmal das Flüstern des Windes, der hoch über der oberen Grenze der Kathedrale hinwegwehte und zwischen den Spalten der Felsen seine jammernde Melodie sang.

Allmählich wuchsen die Ränder der beiden Felswände zusammen, bis die ein Dach bildeten und sich die Schlucht zu einem Kreis weitete, in dessen Mitte der Sarkophag mit dem silbernen Skelett stand.

Bloch wußte, wann er ihn erreichte. Er spürte es bei jedem Schritt. Er tastete den Boden ab, er fühlte mit dem Blindenstock und bemerkte auch den Widerstand.

Jetzt stand er vor dem Steinsarg, in dem trotz der Finsternis das Skelett matt schimmerte. Es lag auf dem Rücken, die Arme über dem silbernen Knochenkörper, die Handflächen dem Betrachter zugewandt, und dort lag seine mächtige Waffe, die es nahezu unangreifbar machte.

Das Siegel der Templer!

Der Halbmond, das Kreuz, die Sterne – allumfassend, eine Welt für sich. Aber eine Welt, die schützte, die das silberne Skelett vor dem Bösen bewahrte.

Das alles blieb dem alten Abbé verschlossen, doch er wußte genau, wo er sich befand, und er brauchte sein Augenlicht nicht.

»Ich bin gekommen, wie du es gewünscht hast.« Er sprach die Worte flüsternd über den offenen Sarg hinweg und war sich sicher, daß ihn das silberne Skelett verstand.

Ihm war, als würde der Wind seine Worte ergreifen und sie hinwegtragen in die Unendlichkeit der Dimensionen, wo sie aufgenommen und sehr genau gehört wurden.

Deshalb erhielt er auch Antwort.

›Ich freue mich, dich, den Gerechten, zu sehen. Eile tut not. Wir müssen das Böse stoppen. Der grausame Fluch wird aus den Tiefen der Vergangenheit steigen und dich treffen. Er wird dich mit all seiner Macht zu vernichten suchen. Dich und deine Freunde. Hat er erst die Freunde getötet, wird es nicht lange dauern, bis du an der Reihe bist.

Verstehst du das?‹
»Ja, das habe ich begriffen!« flüsterte der Abbé.
›Deshalb ist es so dringend, daß du nur das tust, was ich von dir verlange. Du weißt, daß ich dich nie betrügen werde. Alles, was ich unternehmen muß, geschieht zu deinem Besten und auch zum Besten deiner engsten Freunde.‹
»Ich habe verstanden. Was soll ich also tun?«
›Mir den Würfel geben!‹ Das war eine Antwort, die Bloch überhaupt nicht gefiel. Er schrak zusammen, als hätte man ihn geschlagen. Plötzlich traten Schweißperlen auf seine Stirn. Er spürte auch das Zittern und den leicht bitteren Geschmack im Mund.
›Was ist mit dir? Ich spüre deinen Widerstand. Willst du dich gegen mich stellen?‹
»Der Würfel… er … er ist sehr kostbar. Wie kann ich die Waffe aus der Hand geben, die mir ein guter Freund anvertraut hat?«
›Denk daran, daß es damals John Sinclair gewesen ist, der mir das Siegel der Templer gab. Er hat auch gekämpft. Er war innerlich aufgewühlt, aber er vertraute mir schließlich. Deshalb muß ich dich bitten, mir ebenso zu vertrauen.‹
»Und wenn ich es tue«, sprach der Abbé leise, »was geschieht dann mit mir?«
›Mit dir nichts. Du kannst gehen, in dein Haus zurückkehren…‹
»Und der Würfel?«
›Du wirst ihn dir bei Sonnenaufgang holen können, wenn alles gutgeht. Wenn nicht, wird die alte Kraft der Templer an diesem Ort nicht mehr vorhanden sein. Dann werden andere Mächte von der Kathedrale Besitz ergreifen und sie wieder in das verwandeln, was sie einmal gewesen ist. Zu einem Ort der Angst.‹
Der Abbé war aufgeregt. »Das will ich auf keinen Fall!« stieß er hastig hervor.
›Dann mußt du dich für eine gewisse Zeit von dem Würfel trennen. Gib ihn mir…‹ Die Stimme hatte einen drängenden Klang angenommen. Der Abbé wußte sehr wohl, daß nicht das Skelett mit ihm sprach, sondern die Seele oder der Geist des Hector de Valois, der in jenseitigen Sphären schwebte und sich auch »melden« konnte.
Er gab es nicht offen zu, doch er befand sich in einer Zwickmühle. John Sinclair hatte ihm den Würfel anvertraut, damit der Abbé ihn hütete wie seinen Augapfel. Sollte er ihn tatsächlich aus der Hand geben? Andererseits mußte er darüber nachdenken, daß dieser Hort hier wieder zu einer Brutstätte des Bösen wurde, wenn er sich weigerte, dem Wunsch des silbernen Skeletts nachzukommen.
›Du mußt dich jetzt entscheiden! Jetzt und sofort! Zögere nicht länger!‹
»Ja«, hauchte er. »Ja, ich werde dir den Würfel geben! Du wirst ihn

von mir bekommen. Damit springe ich über meinen eigenen Schatten und hoffe, das Böse stoppen zu können.«

›Ich danke dir, und deine Freunde werden es dir ebenfalls danken, das weiß ich!‹ Der Blinde konnte nicht sehen, daß sich das silberne Skelett sehr langsam aufrichtete. Es schob seinen Oberkörper in die Höhe, bis es eine sitzende Haltung erreicht hatte.

Dann streckte es seinen rechten Arm aus. Die knochigen Silberfinger bewegten sich in den Gelenken, als würden Fäden daran hängen, an denen jemand zog.

Der Blinde spürte, daß sich direkt vor ihm etwas tat. Und so neigte er sich vor, als wollte er sich verbeugen. Auch er streckte den linken Arm vor.

Auf der Handfläche lag der geheimnisvolle Würfel, der mit einer Kraft erfüllt war, die aus verschiedenen Mythologien stammte.

Die Hände berührten sich.

Fast wie in Spielbergs Kinohit E. T. – nur daß es hier zu keinem Aufblitzen kam, als der Kontakt erfolgte. Abbé Bloch kippte seine Hand etwas nach vorn, damit der Würfel auf der glatten Fläche ins Rutschen geriet und auf die Silberklaue gleiten konnte.

Das Skelett des Hector de Valois griff zu. Seine Hand war so groß, daß es ihr bequem gelang, den Würfel zu umfassen und ihn auch richtig festzuhalten.

Er hatte sein Ziel erreicht!

Noch hockte er im Sarkophag, starr, ohne irgendeinen Teil seines Körpers zu bewegen.

Erst als sich der Abbé von ihm zurückzog, kletterte das silberne Skelett des Hector de Valois aus dieser steinernen Totenkiste und »sprach« noch einmal zu dem Abbé.

›Ich bin dir sehr dankbar, daß du meinem Ratschlag gefolgt bist.

Ungemein dankbar. Ich werde jetzt versuchen, das Grauen, das in der Vergangenheit geboren und der böse Fluch genannt wurde, gestoppt wird. Wahrscheinlich schaffe ich es nicht allein, so daß ich gezwungen bin, mir einen Helfer zu besorgen. All das werde ich erleben, und ich werde dir darüber einen Bericht abgeben.‹ Mehr sagte das Skelett nicht.

Der Abbé stand da und lauschte. Er hörte, daß sich das Skelett entfernte, daß seine Schritte an Lautstärke abnahmen, daß es einfach davonging.

Nur – und das wußte er ebenfalls – bewegte es sich in die verkehrte Richtung. Um die Kathedrale verlassen zu können, hätte es in die Richtung gehen müssen, aus der Bloch gekommen war.

Statt dessen ging es auf die Wand zu.

Der Abbé wäre baff erstaunt gewesen, hätte er das Folgende mit ansehen können. Je mehr sich das silberne Skelett der Wand näherte,

um so mehr verschwamm seine Gestalt.
Sie löste sich auf, als hätte jemand Säure auf sie tröpfeln lassen.
Dicht vor der Wand löste es sich auf.
Ein blasser Silberschein blieb noch als letzte Erinnerung zurück.
Mehr nicht…

***

Ich schritt daher wie auf einem federnden Gummiboden. Dabei waren es meine Knie, in denen ich das weiche Gefühl spürte und im Kopf noch immer den kreisenden Schmerz, der meine Reise durch das Dimensionstor begleitet hatte.
Wo war ich gelandet?
Befand ich mich in einer anderen Dimension? Steckte ich in einer fernen Zeit, hielt mich die Vergangenheit umklammert?
Es war für mich schwer, dies herauszufinden, denn auch hier umgab mich eine tiefe Dunkelheit, die allerdings von einem hellen und gleichzeitig rötlichen Schein in der Ferne etwas zerrissen wurde.
Lag dort mein Ziel?
Wo Licht ist, befinden sich Menschen. Davon ging ich einmal aus.
Deshalb machte ich mich auf den Weg, um den unheimlichen Schein, der den Himmel umflackerte, zu erreichen.
Bereits nach wenigen Schritten hatte ich festgestellt, daß ich nicht in einer fremden Dimension gelandet war, sondern mich in einer Welt befand, die der meinen ähnelte. Und zwar der Welt, aus der ich gekommen war.
Trotz der Dunkelheit erkannte ich die fließenden Wellen der Berghänge, die wie ein weiches Muster zu beiden Seiten über einem Tal lagen und es gleichzeitig eingrenzten.
Ein Flußtal, das Tal der Loire!
Dies erkannte ich nach einem zügigen Fußmarsch, als mich der Weg dorthin führte, wo ich freie Sicht hatte und auf den Flußlauf schauen konnte.
In der Dunkelheit wirkte die Loire wie eine silberne Schlange, die auf der Oberfläche noch einen bleigrauen Schimmer hatte. Ich sah aber noch mehr.
Das Licht, das mich so irritiert hatte, schimmerte jenseits des Flusses, wo ebenfalls die Hügel wellig und parallel zum Wasser herliefen und ihre dunkle Trennwand nur durch das zuckende Licht unterbrochen worden war.
Es mußte meiner Ansicht nach Feuer sein, auch wenn es sich dabei um außergewöhnliche Flammen handelte. Sie waren heller als die normalen.
Denn die sah ich unter mir am jenseitigen Flußufer. Von dort aus schallten auch die lauten Stimmen der Menschen über das Wasser und

bis zu mir hoch.

Wenn ich weiterhin hier oben stehenblieb, konnte ich nur Vermutungen darüber anstellen, was auf der jenseitigen Flußseite geschah.

Da ich aber zu den Menschen gehörte, die Beweise brauchen, wollte ich auf die andere Seite.

Es war nicht schwer, einen Pfad zu finden, da auf dieser Seite der Wein wuchs und die Winzer auf den Hängen Wege angelegt hatten.

Wenn es besonders steil wurde, konnte ich bequem über breite Lehmtreppen steigen.

Es begegnete mir niemand. Zu dieser nachtschlafenden Zeit arbeitete kein Mensch im Weinberg. Alle anderen waren im Ort auf der gegenüberliegenden Flußseite beschäftigt.

Ich hatte mir zusammen mit Suko den Ort Cerbac nicht genau anschauen können. Die Dunkelheit und der Schneeregen hatten dies unmöglich gemacht. Ich ging allerdings jetzt davon aus, daß es sich bei der Ansammlung von Häusern um das Dorf Cerbac handelte, nur eben zeitversetzt, in die Vergangenheit hinein, in der ich nach meiner Zeitreise gelandet war.

Auch in dieser Zeit herrschte Winter, und zwar ein sehr milder.

Schneereste lagen nur noch an vereinzelten Stellen. Zum Großteil waren sie abgetaut und hätten selbst bei strahlendem Licht noch schmutzig ausgesehen.

Erst als ich die Häuser erreichte, begegnete mir der erste Bewohner aus Cerbac, eine Frau.

Sie starrte mich an wie einen Geist, wischte über ihre Augen, stieß einen leisen Schrei aus und verschwand geduckt in der nicht sehr hohen Türöffnung.

Mit einem lauten Schlag hämmerte sie die Tür hinter sich zu. Ich war für sie ein völlig Fremder, zudem noch anders gekleidet als die Menschen zu dieser Zeit, das konnte sie einfach nicht begreifen.

Die Frau wohnte in einem schmalen, am Hang stehenden Haus, das wegen seiner extremen Lage ziemlich schief aussah. Ich sah hinter einem lukenähnlichen Fenster ein bärtiges Männergesicht, lächelte freundlich und hörte einen Fluch.

Fremde sah man in Cerbac offenbar nicht gern…

Hier im oberen Teil des Ortes waren die Gassen nicht nur eng, sondern auch steil und steinig. Pflaster hatte niemand gelegt. Man mußte achtgeben, daß man nicht ausrutschte.

Mein nächstes Ziel war die untere Hälfte des Ortes. Dort würde ich bestimmt eine Brücke oder einen Steg finden, der mich über den Fluß brachte.

Auf dieser Seite des Ufers spielte sich so gut wie nichts ab. Ich zählte nur wenige Häuser, die aussahen wie viereckige Kisten.

Überragt wurden sie von Holzbauten, in denen niemand wohnte.

Meine Neugierde war groß, deshalb warf ich einen Blick in eine dieser Bauten hinein.

Licht gab es hier nicht. Ich zündete mein Feuerzeug an, stellte mich so hin, daß der Wind die Flamme nicht ausblasen konnte, und hob den Arm an.

Viel zeigte das kleine Licht nicht. Es zuckte wohl an der Seite eines wuchtigen Gegenstands hoch, der bis zur Decke reichen mußte. Ich entdeckte auch eine außen hochführende Holzleiter.

Zunächst wunderte ich mich über den Gegenstand, bis mir einfiel, daß ich mich in einer Gegend des Weinbaus befand und es sich bei diesem Gerät nur um eine große Traubenpresse handeln konnte.

Sie war aus Holz und wurde noch durch Muskelkraft bedient, wie ich an der großen Kurbel erkannte.

Ich verließ den Bau wieder und schritt in Richtung Ufer. Das Licht war ziemlich mies. Nur ab und zu brannten Fackeln. Sie stanken widerlich. Am Flußufer standen mehrere Tonnen, in die man Fett oder Pech gefüllt hatte. Auch dieses Zeug brannte qualmend, und der Gestank wehte mir entgegen, vermischt mit einem anderen Geruch, der mir fast den Magen in die Kehle trieb.

Es war der Gestank nach Fäkalien. Kanalisation hatte man damals noch nicht gekannt. Die Abwässer wurden kurzerhand in den Fluß geleitet und schäumten durch Rinnen dem Wasser entgegen, mit dem sie sich gurgelnd vermischten.

Die brennenden Inhalte der Fässer waren nahe des Ufers aufgestellt worden, um die Brücke anzuleuchten, die auf die andere Seite führte. Keine starke Steinbrücke, sondern ein Holzgestell, durch mehrere Pfosten gestützt und mit einem meiner Ansicht nach ziemlich primitiven Geländer versehen. Man mußte Angst haben, daß die Bohlen zusammenkrachten. Da sie bisher gehalten hatten, würden sie auch nicht brechen, wenn ich die leere Brücke betrat.

Das Licht der Flammen zuckte nicht über den gesamten Steg. Es versickerte irgendwo in der Mitte und wurde von den dunklen Bohlen regelrecht aufgesaugt.

Entgegen kam mir niemand. Es wollte auch keiner außer mir zum anderen Ufer, wo wesentlich mehr los war, denn ich sah helleres Licht, die Stimmen hatten an Lautstärke zugenommen, und es kam mir so vor, als würde dort tatsächlich noch gearbeitet.

Mein unsicheres Gefühl hielt sich in Grenzen, als ich über die Brücke schritt. Unter mir schäumte die Loire. Die Wassermassen wurden an dieser Stelle in das enge Flußbett gezwängt, an den beiden Ufern gurgelten sie regelrecht auf.

Die weichen Bohlen bogen sich zwar unter meinen Tritten durch, aber sie brachen nicht zusammen.

Mein Blick war nach vorn gerichtet, weil ich unbedingt das größere Licht im Auge behalten wollte. Es brannte und loderte dort, wo eine Hügelkuppe einen regelrechten Buckel bildete.

Mitten auf der Brücke stoppte ich meinen Schritt und dachte nach. Diese Stelle oben, wo das Feuer leuchtete, kam mir irgendwie bekannt vor. Klar, daß ich nicht schon früher darauf gekommen war. Es war 8er Ort, wo das Château Le Duc stand.

Aus dem Schloß war ich gekommen und in der Vergangenheit gelandet, um wieder in das Schloß hineingehen zu können.

Das war interessant.

Mit diesem Vorsatz beschleunigte ich meine Schritte. Schon bald lag die Brücke hinter mir. An sie schloß sich ein verhältnismäßig breiter Weg an, der in den Ort hineinführte, in dem zu dieser nächtlichen Stunde ribch ein ungewöhnlicher Trubel herrschte.

Nur amüsierte sich dort niemand. Nein, diese Menschen arbeiteten.

Noch heute tragen viele Weinbauern die Früchte ihrer Lese in Körben auf dem Rücken.

So war es auch hier. Mit einem Unterschied allerdings. Die Menschen hatten die Körbe nicht mit Trauben gefüllt, sondern mit schweren Steinen, und die schleppten sie den Weg hoch, der zum Schloß führte.

Ich konnte es deshalb so gut erkennen, weil ich etwas erhöht stand und einen guten Blick hatte. Zudem war der Weg beleuchtet.

Er wand sich wie eine rotgelbe Schlange über den Hang in Richtung Schloß, das zu dieser Zeit gerade gebaut wurde.

Die Weinbauern mußten Frondienste leisten und ihrem Herrn das Schloß errichten.

Nicht nur Männer schleppten die Körbe, auch Frauen und Kinder waren zu dieser Arbeit herangezogen worden.

Der Weg zum Schloß hoch lag klar und gut sichtbar vor mir. Ich würde ihn nehmen, denn ich war gespannt darauf, diesem Ariol Le Duc gegenüberzustehen. Zunächst einmal brauchte ich Informationen. Die konnten mir nur die Menschen geben.

Links von mir lagen die aus einem Steinbruch herbeigeschafften Steine und Quader. Manche wurden dort auch zurechtgehämmert.

Die Hammerschläge klangen wie Glockengeläut über die Dächer der kleinen Häuser hinweg.

Wenn man mich gesehen hatte, so hatte man jedenfalls nicht auf mich geachtet, weil die Bewohner zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren.

Vielleicht würde ich auch auffallen, weil ich als einziger keinen mit Steinen gefüllten Korb trug, doch irgend jemanden brauchte ich als Informanten.

Ich überquerte den nahen Uferpfad und betrat eine schmale Gasse zwischen mehreren kleinen Häusern. Der feuchte Weg stieg an, er

führte ebenfalls in den Berg hinein. So weit brauchte ich nicht zu gehen. Aus einem Fenster rechts von mir drang die Stimme einer Frau. Sie sprach sehr qualvoll, ihre Sätze wurden ständig durch heftige Atemzüge zerhackt.

Ich konnte die französische Sprache verstehen, mich mit den Menschen auch relativ gut unterhalten, hier jedoch hatte ich Schwierigkeiten, denn die Person redete in einem Dialekt, der nicht so leicht zu verstehen war.

Eine andere Stimme antwortete ihr. Ebenfalls eine Frau, nur klang die Stimme jünger.

»Non, non, mamam, das mache ich nicht. Ich bleibe bei dir. Ich werde keine Steine tragen. Du bist krank…«

»Ich werde auch wieder gesund.«

»Nur wenn der Doktor kommt.«

»Wir können ihn nicht bezahlen.«

Manchmal muß man eben Glück haben. Und Glück hatte ich in diesem Fall gehabt.

Es war leicht, den Eingang des Hauses zu finden, er befand sich an der Schmalseite.

Er war nicht sehr hoch. Beim Eintreten mußte ich den Kopf schon tief einziehen, gelangte in einen noch engeren Flur, in dem eine schlichte Kerze genau dort brannte, wo sich die Tür zu dem Raum befand, in dem ich die beiden Frauen vermutete.

Die Tür war nicht geschlossen. Aus dem Spalt drang ein weicher Lichtschein.

Ich peilte in die Kammer und sah zwei Frauen. Eine von ihnen lag auf einem primitiven Bett. Das Licht einer brennenden Kerze fiel über ihr Gesicht, wo es den Schweiß und die Pupillen glänzen ließ.

Auf dem Bettrand saß eine junge Frau mit langen, schwarzen Haaren und einem schmalen Gesicht. Da sich das Mädchen vorgebeugt hatte, konnte ich ihre weichen Züge erkennen, die kleine Nase, die vollen Lippen und die geschwungenen Brauen.

Sie war hübsch…

Um die Frauen nicht zu erschrecken, klopfte ich an. Sie erschraken dennoch.

Das jüngere Mädchen fuhr herum, schaute zur Tür. Selbst die kranke Frau richtete sich auf ihrem Lager auf und blickte in meine Richtung.

»Keine Sorge«, sagte ich, als ich die Tür weiter aufschob. »Ich tue Ihnen nichts.«

Dann betrat ich den Raum.

Zwei starre Gesichter, in denen die Angst wie eingezeichnet stand, starrten mich an.

Ich war ein Fremder, sie konnten mich noch nicht gesehen haben, zudem trug ich völlig andere Kleidung, das hatte die beiden Frauen

sprachlos gemacht.

Ich betrat den kleinen Raum so weit, daß ich die Tür hinter mir zudrücken konnte. Rechts stand ein Schrank. Das schmale Fenster befand sich neben dem Bett, der Boden bestand aus Stein oder festgestampften Lehm. Dem Bett gegenüber zeichneten sich die Umrisse eines schiefen Holzschranks ab.

Ich lächelte, denn ein Lächeln nimmt die Spannung. Es kann verzaubern und auch Vertrauen geben.

Noch immer sprachen sie kein Wort. Ich wurde von ihnen angestarrt und nickte.

»Bon soir«, sagte ich.

Flüsternd erwiderte das junge Mädchen den Gruß. Es trug ein dunkles Kleid und darüber einen wollenen Umhang, der einer Kutte glich. Das trug man zu dieser Zeit im Winter.

»Wer bist du?« wurde ich gefragt.

Ich hob die Schultern. »Ein Fremder. Mein Name ist John…«

»Es klingt seltsam…«

»In der Tat«, gab ich zu. »Aber ich bin nicht als Feind gekommen, versteht ihr? Ich bin euer Freund. Ich möchte euch helfen. Wer seid ihr? Verratet es mir.«

»Ich heiße Lisa«, erwiderte das junge Mädchen mit Flüsterstimme. »Das ist meine Mutter.«

»Und der Vater?«

»Er lebt nicht mehr. Er kam vor wenigen Wochen um, als er unter die Steine geriet.«

Ich begriff. »Beim Bau des Schlosses?«

»So ist es.« Lisa nahm ein Tuch und tupfte ihrer Mutter den Schweiß von der Stirn. »Alle müssen helfen, das Schloß zu bauen, sonst wird der böse Fluch uns töten.«

»Der böse Fluch?«

»Du kennst ihn nicht?«

»Nein. Wie ich dir schon sagte, bin ich ein Fremder. Ich komme aus einem anderen Land.«

Lisa hob warnend die Hände. »Wenn das so ist, dann flieh so rasch du kannst. Wer hier von den Häschern des Ariol Le Duc erwischt wird, muß Fronarbeit leisten. Jeder muß es tun, auch meine Brüder und ich. Die Mutter ebenfalls, sie brach aber zusammen, sie konnten die Lasten nicht mehr tragen, sie ist krank geworden. Die Lunge…«

»Was ist der böse Fluch?«

»Ariol Le Duc und seine Schergen.«

»Die Templer?« schoß ich eine Frage ab.

Lisa erstarrte. »Genau sie. Du kennst diese Gruppe?«

Ich hob die Schultern. »Ja, ich bin ihnen hin und wieder begegnet.«

»Er… er hat den Teufel gesehen, sagt man. Andere erzählen, daß er

der Teufel ist, der böse Fluch eben. Wenn du ihn siehst, bekommst du es mit der Angst zu tun. Er ist einfach furchtbar. Er ist das Grauen, begreifst du das?«

»Ich verstehe…« Mein Blick fiel auf das Fenster, weil ich dort einen Schatten zu sehen geglaubt hatte. »Wie sieht er aus? Ist er ein normaler Mensch?«

»Ich verstehe dich nicht…«

»Sieht er aus wie der Teufel?«

»Er ist schrecklich. Er trägt Hörner. Er hat ein böses Gesicht. Sehr bleich, und der Blick seiner Augen strahlt eine furchtbare Grausamkeit aus. Das ist der böse Fluch. Wir kommen nicht gegen ihn an. Er will sich sein Haus bauen, er möchte, daß dieses Schloß ihm zu Ehren errichtet wird. Wer nicht das tut, was er sagt, der stirbt. Denn er hat Schergen um sich versammelt, deren Gesichter wir nicht kennen, weil sie Masken tragen.«

»Welche Masken?«

»Ledermasken. Nur Schlitze für die Augen sind frei. Peitsche und Schwert gehören zu ihnen. Den, der nicht mehr tragen kann, den peitschen sie voran. Das Grauen nimmt kein Ende. Wir gehören zu den Vergessenen. Ariol Le Duc wird seine Schreckensherrschaft errichten, das wissen wir genau.«

Ich legte die Stirn in Falten, dachte über das Gehörte nach und fragte: »Kann ich ihn oben auf dem Berg finden?«

»Nein!« rief die kranke Frau, und auch Lisa erschrak. Sie preßte eine Hand gegen die Brust.

»Du willst doch nicht dorthin?«

»Doch. Seinetwegen bin ich gekommen, und ich bin nicht sein Freund, das verspreche ich euch.«

»Was willst du von ihm?«

»Vielleicht will ich seine Tyrannei beenden!«

»Das schafft keiner.«

»Hat es schon jemand versucht?«

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort. »Es gab da mal einen Mann, aber der wurde getötet. Man vierteilte ihn…«

Ich wußte Bescheid. Näheres brauchte sie mir nicht zu sagen. Lisa schaute mich an. Sie hatte sehr feine Züge, alles war weich geschnitten. Ihre Lippen wirkten so, als würde sie stets lächeln. Ein hübsches Mädchen, mit großen, eindrucksvollen Augen, deren Pupillen ebenso schwarz waren wie das lange Haar. »Bitte«, sagte sie leise. »Geh weg, Fremder. Verlasse dieses Gebiet. Hat man dich gesehen?«

»Ja, Menschen am anderen Ufer.«

»Wenn sie den Schergen Bescheid geben, wird man dich jagen und zur Fronarbeit zwingen.«

Ich winkte ab. »So leicht lasse ich mich nicht fangen. Aber reden wir von dir. Wer weiß, daß du bei deiner Mutter am Bett sitzt und sie pflegst? Hat man es dir erlaubt?«

»Nein, ich bin geflüchtet.«

»Wenn man dich nun faßt, was geschieht dann mit dir? Wird man dich ebenfalls töten?«

»So kann die Strafe ausfallen.«

»Das ist ein noch höheres Risiko. Bei uns gibt es ein Sprichwort. Wir sitzen gemeinsam in einem Boot.«

Lisa legte ihre Hände in den Schoß und nickte. »Ja«, sagte sie.

»Das stimmt alles. Aber ich konnte nicht anders. Ich mußte bei meiner Mutter bleiben, auch wenn sie merken, daß ich ihnen entwischt bin und nicht mehr mitarbeite. Kann ich sie denn allein lassen?«

»Wahrscheinlich nicht.«

»Doch«, meldete sich die Kranke. »Du kannst mich allein lassen. Du darfst nicht wegen mir dein Leben aufs Spiel setzen, Lisa. Geh wieder hin. Vielleicht haben sie es noch nicht gemerkt. Du mußt ihnen gehorchen, denk an deinen Vater. Ich will nicht, daß du das gleiche Schicksal erleidest wie er.«

»Mutter! Sie können nicht alles mit uns machen, was sie wollen. Man muß ihnen Einhalt gebieten. Ich leiste Widerstand. Ich komme gegen sie mit meinen Kräften nicht an. Das mache ich eben anders.«

»Gut, Lisa, es ist deine Sache. Ich aber will und muß hoch zum Schloß. Gibt es noch einen anderen Weg als den, den ihr gehen müßt, um die Steine hochzuschleppen?«

»Ja und nein.«

»Was heißt das?«

»Du kannst durch den Wald gehen. Er wächst sehr dicht, und der Weg ist mühsam.«

»Besser als schon vorher gesehen…« Ich stoppte meine Antwort und blickte zum Fenster.

Es war nur ein kleines Viereck. Die Scheibe sah grau aus, man konnte kaum hindurchschauen. Aber ich hatte hinter ihr abermals eine Bewegung gesehen, und diesmal hatte ich mich nicht getäuscht. Da mußte jemand stehen und uns belauschen.

Lisa hatte meinen starren Blick bemerkt. Sie drückte sich von der Bettkante in die Höhe. »Was hast du?« fragte sie leise. »Ist etwas? Hast du etwas gesehen?«

»Ich glaube schon.«

»Einen der Häscher?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Jedenfalls stand er am Fenster und beobachtete uns.«

Lisa atmete tief ein. Die Kranke faßte nach ihrer Hand. »Kind, du

begibst dich in Gefahr. Geh und verlasse das Zimmer. Noch ist Zeit genug, glaub mir das!«

»Mutter, ich…«

»Lisa«, sagte ich. »Deine Mutter hat recht. Es ist wirklich besser, wenn du gehst und…«

Zu spät, viel zu spät!

Ich hatte die Tür nur vorsichtig geöffnet, um die beiden Frauen nicht zu erschrecken.

Die beiden Häscher oder auch Templer, wer immer es war, dachten nicht im Traum daran.

Sie hatten die Tür aufgebrochen und stürzten in den kleinen Raum. Dann zogen sie mit glatten, sicheren Bewegungen die kleinen Schwerter.

Das roch nach Tod…

***

Die Klinge des Messers war so weit durch das Türholz gedrungen, daß Didier sie in ihrer vollen Länge und auch Breite sehen konnte.

Er schielte darauf, sah das leichte Nachzittern und auch das Blinken des Metalls.

Er schrie nicht, er rannte auch nicht weg. In den folgenden Sekunden war er einfach unfähig, sich zu bewegen.

Nur das Messer zählte!

Ruckartig zog die Person hinter der Tür die Waffe wieder zurück.

Dies geschah mit einem sägenden Geräusch. Kleine Holzsplitter lösten sich und sprühten vor dem Gesicht des Mannes auf.

Endlich sprang Didier zurück. Er hatte viel Schwung in seinen Sprung gelegt, übersah den hinter ihm stehenden Tisch mit den schmalen Stühlen und warf beides um.

Er selbst fiel auf den Rücken, brach sich glücklicherweise nichts und sah, wie die Klinge zum zweitenmal durch die Tür gestoßen wurde.

Wenn er noch an dem alten Fleck gestanden hätte, wäre er dicht über der Gürtelschnalle erwischt worden. So aber wies die Spitze ins Leere und verschwand wieder.

Kam es zu einem dritten Stoß? Würde der unheimliche Killer selbst erscheinen?

Der Inspektor hatte sich aus dem Staub gemacht. Ausgerechnet jetzt. Didier war kein Feigling, aber auch kein Held. Er war nur einfach vorsichtig und suchte stets nach einer Möglichkeit, um einer gefährlichen Lage zu entwischen.

Gab es einen zweiten Ausgang?

Jetzt ärgerte er sich darüber, daß er sich zuvor nicht genau umgesehen hatte. Wenn der andere nun kam, war es zu spät.

Frank Didier flankte mit einem Sprung hinter die schmale Theke.

Der Raum zwischem dem Regal und dem Tresen war sehr eng. Didier prallte gegen das Regal, wo einige Flaschen anfingen zu zittern und dann nach vorn kippten.

Zwei fielen zu Boden und zerbrachen. Der Geruch von Martini und Pastis zog durch die Bar.

Da flog die Tür auf.

Auf der Schwelle und umwirbelt von zahlreichen dünnen Schneeflocken, stand eine unheimliche Gestalt.

Ariol Le Duc!

Der Zombie, der lebende Tote, der Mann aus dem Bild! Er hielt die Arme etwas abgespreizt. In der rechten Hand, über deren Knochen sich die Haut dünn zog, hielt er das verdammte Messer mit der langen Klinge. Er stand da wie ein Sieger und glotzte aus starr wirkenden Augen in die kleine Bar.

Frank Didier holte saugend Luft. Er spürte das Brennen in den Augen, den Druck der Angst in der Kehle, und er wußte mit Sicherheit, daß er gegen diese Gestalt nicht ankam.

Ob sie ihn genau fixierte, konnte er nicht einmal sagen. Jedenfalls starrte der Unheimliche ihn an und ging dann einen Schritt nach vorn. Ein Windstoß traf seinen Rücken. Er bauschte das dünne Leichenhemd auf, das wie eine Fahne flatterte.

Das Gesicht sah aus wie das einer Leiche. Irgendwo zwischen Grau, Weiß und Grün. Die Lippen waren kaum zu erkennen, dafür standen die Wangenknochen vor.

Frank Didier war klar, daß er etwas tun mußte. Eine Waffe besaß er nicht. Er streckte den Arm nach rechts und griff nach einer noch vollen Flasche, die er kurz anhob.

Dann schleuderte er sie.

Zufall, Glück oder gezielt – er konnte es nicht sagen. Jedenfalls erwischte die schwere Flasche den lebenden Toten genau in der Gesichtsmitte.

Jeder Mensch wäre nach hinten gekippt und dabei verletzt worden, hätte auch geblutet, doch nicht dieser unheimliche Ankömmling. Der Treffer erschütterte ihn zwar, aber er schaffte es, seinen Arm auszustrecken und sich am Türrahmen festzuhalten.

Dort blieb er stehen.

»Verflucht!« keuchte Frank Didier. »Verflucht noch mal! Bist du denn nicht tot zu kriegen?«

Ariol Le Duc schüttelte sich wie ein Hund, der die Tropfen eines Wassergusses aus dem Fell schleudern wollte. Er schwang seinen Körper wieder vor, wobei er sich auch weiterhin abstützte, aber er ging nicht in die Bar hinein.

Mitten in der Bewegung verharrte er!

Zuerst beugte er den Kopf vor, als wollte er wittern, ob sich

irgendeine Gefahr zusammenballte. Dann drehte er seinen häßlichen Schädel, und Frank griff bereits zu einer weiteren Flasche. Er hoffte, daß ihm beim zweiten Wurf ein entscheidender Treffer gelang.

Didier ließ sie stehen.

Das Verhalten des Zombies irritierte ihn. Der Unheimliche drehte seinen Körper so weit herum, daß er Didier den Rücken zuwandte.

Dann ging er.

Diesmal sogar schneller.

Er trat hinein in den wirbelnden Schneevorhang, der beinahe die gleiche Farbe auswies wie das Leichenhemd des Zombies, so daß er nach zwei Metern nicht mehr zu sehen war.

Aus, vorbei…

Didier schüttelte den Kopf. Daß er geträumt hatte, daran glaubte er nicht. Die beiden zerbrochenen Flaschen sprachen Bände. Den guten Kognak aber hielt er noch in der Hand.

»Wäre auch schade darum gewesen«, flüsterte er und begann zu lachen. Er wollte es nicht, er mußte es einfach und sich auf diese Art und Weise Luft verschaffen.

Weshalb war diese Gestalt verschwunden? Warum war sie nicht einfach geblieben?

Wollte sie ihn nicht töten? Hatte sie es sich anders überlegt?

Wartete sie auf den Inspektor?

Frank vernahm Schritte. Er hob die Flasche wieder an, und ließ sie sinken, denn aus dem Schneevorhang tauchte ein ihm bekannter Mann auf. Es war der Inspektor.

»Sie kommen spät, aber Sie kommen«, erklärte Didier.

»Wieso? Was meinen Sie damit?« Suko betrat die Bar, sah sich erstaunt um und stellte die Tasche ab, die er in der rechten Hand hielt. Es war ein Fliegerbeutel mit zwei Trageriemen. »Was ist denn hier passiert?« Suko schlug den Schnee von seinen Schultern.

Didier ließ die Flasche los. »Ich… ich..« Er lachte auf. »Ich hatte Besuch.«

»Von wem?«

»Keine Ahnung. Er hat sich mir nicht vorgestellt. Aber schauen Sie sich die Tür an. Zwei Messerstiche, keiner hat mich erwischt. Ich hatte Glück, verflixtes Glück.« Er mußte wieder lachen. So konnte sich Suko um die Besichtigung des »Tatorts« kümmern.

Das Lokal sah nicht mehr so aus, wie er es verlassen hatte. Auf dem Boden schwammen die Scherben der zerbrochenen Flaschen in den beiden Lachen. Ein Tisch und die dazugehörigen Stühle waren umgekippt, aber von der Person, die gekommen war, sah der Inspektor nichts. Er schloß die Tür, sah die Stellen, wo die Klinge das Holz durchstoßen hatte, und ging zu Didier.

Der saß hinter der Theke auf einem Hocker, als wäre er der Wirt

persönlich.
»Ich… ich kannte ihn nicht. Er sah aus wie jemand, der gerade aus dem Grab gestiegen ist. Ein … ein …«
»Zombie!« sagte Suko.
Didier schaute ihn aus großen Augen an und nickte. »Ja. Inspektor, wie ein Zombie.«
»Haben Sie ihn schon einmal gesehen?«
»Mann, können Sie Fragen stellen. Natürlich nicht. Wie sollte ich an Zombies kommen. Ich… ich habe bisher nicht gewußt, daß es solche Wesen überhaupt gibt. Echte natürlich.«
»Jetzt wissen Sie mehr.«
»Und wieso?«
Suko winkte ab. »Das erkläre ich Ihnen später, Monsieur Didier. Zunächst möchte ich wissen, weshalb er nicht noch einen dritten Anlauf genommen hat, um Sie zu töten.«
Didier hob die Schultern. Er zauberte Falten auf sein Gesicht.
»Wenn ich das wüßte, wäre mir wohler.«
»Sagen Sie es schon.«
»Keine Ahnung, wirklich nicht. Ich habe keine Ahnung, wie das alles war. Ich meine… ach, verflucht, ich bin durcheinander. Er hat zweimal zugestoßen, verstehen Sie?« Zur Demonstration seiner Worte spreizte er zwei Finger ab.
»Und dann.«
Didier knickte seine Finger wieder ein. »Ja«, flüsterte er, »und dann wollte er wohl ein drittesmal zustoßen. Da stand ich schon hier vor der Theke, wo Sie jetzt sind. Er ging einen Schritt in den Raum hinein, drehte sich aber um und verschwand. Der lief wie eine Marionette in den Schneeregen hinein.«
»Das war alles?«
»Klar.«
»Fragt sich nur«, murmelte Suko, »weshalb er das getan hat. Aus welch einem Grund ist er in die Nacht gegangen? Können Sie sich das denken? Besitzen Sie vielleicht ein Kreuz oder eine andere Abwehrwaffe, die den Zombie erschreckt haben könnte?«
»Nein, das habe ich nicht.«
»Dann muß ich der Auslöser seiner Flucht gewesen sein«, erklärte Suko.
»Sie?« Frank begann zu lachen. »Das kann ich mir einfach nicht vorstellen.«
»Doch, es muß so gewesen sein.« Suko sprach langsam weiter.
»Ich bin gegangen, um etwas zu holen. Ich habe es geholt. Der Gegenstand befindet sich in meiner Tasche. Es ist der Dunkle Gral, und dessen Kraft muß unser Zombie einfach gespürt haben. Eine andere Möglichkeit kann ich mir nicht vorstellen.«

»Meinen Sie das wirklich?«
»Ich scherze nicht, mein Lieber.«
Didier strich über sein Haar. »Verflixt«, flüsterte er. »Das kann ich kaum begreifen, da komme ich einfach nicht mit. Es gibt Dinge, die sind zu hoch für mich.«
Suko hatte sich gebückt und die Tasche zu sich herangezogen. Er zog den Reißverschluß auf, klappte die beiden Seiten der Tasche auseinander und holte den Gegenstand hervor, der bisher von dem regensicheren Stoff verborgen geblieben war.
Der Dunkle Gral!
Ein goldener Kelch mit einer sehr breiten Öffnung. An den Außenwänden des Kelchs waren geheimnisvolle Zeichen zu sehen.
Und in der Öffnung lag blutrot eine Kugel.
Frank Didier hatte sich hinter der Theke vorgebeugt und seine Hände auf die Platte gestützt. »Ist er das?« hauchte er. »Ist das diese geheimnisvolle Waffe?«
»Sicher.«
»Toll, das ist super. So etwas habe ich noch nie gesehen.« Er wußte nicht, wen er zuerst anschauen sollte. Den Gral oder Suko. »Der muß ja ungemein wertvoll sein.«
Suko hob die Schultern, als er den Gral vorsichtig abstellte. »Wie wertvoll er ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Jedenfalls besitzt er einen nicht bezahlbaren ideellen Wert. Vom reinen Materialwert einmal ganz abgesehen. Ich halte ihn für ein Prunkstück. Zudem gehört er zu den Waffen, die das Böse vertreiben. Der Zombie muß seine Nähe gespürt haben und hat deshalb die Flucht ergriffen.«
»Für immer?«
»Das wäre schön.«
»Dann rechnen Sie damit, daß er zurückkehrt?«
Suko nickte. »So ist es. Für mich war dieses Wesen ein Templer, der einmal Ariol Le Duc geheißen hat. Der Besitzer des Château Le Duc. Er ist zurückgekehrt.«
»Nein, das kann nicht stimmen.«
»Weshalb nicht?«
Frank räusperte sich. »Weil der Mann, den ich am Eingang des Schlosses gesehen habe, nicht so aussah. Der trug normale Kleidung, war dunkelhaarig und…«
»Heißt Vincent van Akkeren.«
»Ich sage nichts mehr, wenn Sie sowieso alles besser wissen.« Didier winkte ab. »Sorry, tut mir leid, so heißt es wohl in Ihrem Land – oder nicht?«
»Ja, schon. Nur sollten wir Theorien vergessen und uns um die Praxis kümmern.«
»Das ist Ihr Bier.«

»Mitgefangen, mitgehangen, Frank.« Suko lächelte. »Oder wollen Sie jetzt den Ort verlassen.«

»Nein, nicht mehr. Vorhin habe ich noch mit dem Gedanken gespielt. Das ist vorbei. Der Zombie lauert doch nur darauf, daß einer von uns allein durch die Nacht geht. Dann kann er ihn erwischen.«

»So sehe ich das auch.«

»Wissen Sie denn, was er hier will, Inspektor?«

»Nicht genau.«

»Sie ahnen etwas?«

»Ich vermute«, erklärte Suko und schaute auf den Dunklen Gral, als könnte ihm dieser die Lösung geben. »Ariol Le Duc ist nicht umsonst aus seinem starren, untoten Dasein entlassen worden. Er muß gewissermaßen eine Aufgabe zugewiesen bekommen haben.«

»Hängt die mit uns zusammen?«

»Das glaube ich nicht. Ich kann mir vorstellen, daß sie etwas mit den Bewohnern von Cerbac zu tun hat.«

»Die sind doch verschwunden.«

»Ja, aber die Fotos liegen hier.«

»Na und?«

Sukos Theorie war einfach zu gewagt, um sie Frank Didier mitzuteilen. Er wollte zunächst sehen, ob sie sich auch in der Praxis bewahrheitete. »Kommen Sie mit, Frank.«

»Wohin?«

»Das werden Sie schon sehen. Wir schauen uns hier in Cerbac ein wenig um und gehen auch in die Häuser.«

Da Suko keine weiteren Erklärungen gab, blieb Didier nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. »Und den Gral nehmen Sie nicht mit, Inspektor?«

»Nein, ihn wird wohl niemand stehlen.«

»Wie Sie meinen!«

Suko legte ihn trotzdem wieder zurück in die Tasche und zog den Reißverschluß zu.

Sekunden später hatten die beiden die Bar verlassen und tauchten ein in die wirbelnde Welt aus Schneeflocken, die eine Sicht so gut wie unmöglich machte.

Zudem leuchteten nur wenige Laternen. Es hatte den Anschein, als würde sich der gesamte Ort verstecken.

Frank Didier hielt sich dicht hinter Suko. Er sah sich ängstlich um, spürte auch jetzt das kalte Gefühl im Nacken und rechnete damit, daß der Zombie erscheinen würde.

Der hielt sich zurück. Die beiden Männer betraten unangefochten das Haus gegenüber der Bar.

Dort schalteten sie das Licht ein, betraten den Wohnraum und fanden ihn normal vor.

Bis auf eine Kleinigkeit.
Die Fotos waren verschwunden!

***

Didier gab keinen Kommentar ab, als er Sukos starres Gesicht sah, der sich selbst zunickte und mit leiser Stimme einen Kommentar abgab. »Das habe ich mir fast gedacht.«
»Was denn?«
»Die Bilder sind verschwunden. Die Fotos der Menschen, die van Akkeren geknipst hat.«
»Ja, das sehe ich. Aber wer hat sie weggenommen? Denken Sie an den Zombie?«
»Richtig.«
Der Franzose lachte. »Was kann er mit den Bildern denn anstellen? Wissen Sie das?«
»Leider nein.«
»Ich auch nicht.«
»Irgendeinen Sinn wird es schon haben.« Suko drängte sich an Didier vorbei. »Kommen Sie.«
Sie brauchten nicht weit zu gehen, um das nächste Haus zu erreichen. Auch dort fanden sie das Wohnzimmer, wie es von den Bewohnern verlassen worden war.
Auch ohne Fotos!
»Er hat sie gesammelt«, sagte Suko. »Verdammt noch mal, er hat sie gesammelt.«
Zur Sicherheit durchsuchten sie noch ein drittes Haus. Auch hier entdeckten sie keine Aufnahme mehr.
In dem schmalen Flur blieben sie stehen. »Jetzt weiß ich auch, was diese Gestalt in der Bar zu suchen hatte«, murmelte Suko. »Er wollte die Fotos holen.«
»Was er nicht geschafft hat.«
»So ist es.«
Didier rann eine Gänsehaut über den Rücken. »Verdammt noch mal«, flüsterte er. »Wenn ich nur wüßte, um was es hier geht.«
»Magie, mein Lieber, Schwarze Magie.« Suko räusperte sich. »Für uns ist wichtig, daß wir herausfinden, wo sich die Menschen befinden. Sie haben Cerbac zwar verlassen, ich kann mir trotzdem nicht vorstellen, daß sie weit weggelaufen sind.«
»Die Weinkeller, Inspektor. Sie müssen sich meiner Ansicht nach in den Weinkellern verkrochen haben.«
»Wo finden wir die?«
»Das weiß ich auch nicht, aber ich kenne andere Weinorte, wo die Struktur ähnlich ist.«
»Gut – vielleicht haben wir Glück.«

Bevor sie sich auf den Weg machten, lief Suko noch einmal zurück in die Bar und holte die Tasche mit dem Dunklen Gral. Didier wartete vor der Tür. Es schneite noch immer. Die Flocken erinnerten jetzt an kristalline Staubkörner, die der Wind in ihre Gesichter prasseln ließ.

Der Wagen war unter einer dicken weißen Schicht vergraben.

Suko und Frank putzten ihn gemeinsam frei.

»Wissen Sie die Richtung?« fragte der Inspektor über das Autodach hinweg, als er die Tür schon geöffnet hatte.

»Nein.«

»Auf unserer Herfahrt haben wir nichts gesehen«, erklärte Suko.

»Vielleicht sollten wir es in der anderen Richtung versuchen.«

»Sie sind der Chef!«

Suko drehte den Zündschlüssel und war froh, daß der Motor sofort ansprang.

Die Wischer schaufelten die Schneekörner weg, die ununterbrochen gegen die Scheibe peitschten.

Bei Sommerreifen wäre es schwer gewesen, zu starten. Der Renault war mit Winterreifen ausgerüstet und bahnte sich seinen Weg durch den Schnee.

Sie rollten durch ein Geisterdorf. Im Streulicht der Scheinwerfer glitten gespenstische Hauswände an ihnen vorbei, wirkten die Fenster wie dunkle Augen, die alles beobachteten. Selbst die Lichtinseln paßten nicht zu dieser Atmosphäre.

Die Welt versank im Schnee.

Jedenfalls hatten beide den Eindruck. Ununterbrochen rieselte es aus den tiefhängenden grauen Wolken. Am Straßenrand geparkte Autos sahen aus wie weiße Hügel.

Frank Didier hockte angespannt auf dem Sitz. Er war nervös. Des öfteren fuhr seine Zungenspitze aus dem Mund und umkreiste die Lippen. Manchmal zwinkerte er auch mit den Augen oder atmete schnell und keuchend. Er konnte den Gedanken an diesen Zombie einfach nicht vertreiben, suchte ihn – und entdeckte ihn auch.

Es war dicht vor dem Ende der Ortschaft auf der rechten Seite, als die Gestalt plötzlich aus einer Gasse trat, oberhalb des Schneegestöbers weiterlief, dabei auf die Straße ging und nicht auf den Lichtschein achtete, in den sie geriet.

»Da ist er!« brüllte Frank so laut, daß Suko erschrak und das Lenkrad fast verrissen hätte.

Der Inspektor nickte nur. Er drehte das Steuer nach rechts, der Wagen rutschte etwas ab, fuhr aber trotzdem in die Richtung, die Suko haben wollte.

Der Zombie spürte die Gefahr. Er hielt etwas in der Hand. Nicht nur sein Messer, wahrscheinlich war es auch ein Teil der Fotos; die anderen steckten in der Außentasche des Hemdes.

Suko wollte den Untoten überfahren.
Es blieb beim Vorsatz. Als hätte Ariol es gerochen, so tauchte er weg und lief, mit steif wirkenden Bewegungen in die Gasse hinein, aus der er gekommen war.
Didier fluchte.
Suko sagte nichts. Er bremste ab, nicht behutsam genug, der Renault drehte sich etwas, kam aber zum Stehen. Suko sprang schon heraus. Er mußte auf dem Schnee aufpassen, nicht auszurutschen, lief um die Kühlerhaube herum und nahm die Verfolgung auf.
Der Zombie war nicht mehr zu sehen. Die kleine Gasse hatte ihn regelrecht geschluckt.
Wenig später tauchte Suko ein. Rechts stand ein alter Schuppen, dessen Dach sich unter der schweren Schneelast bog.
Der Inspektor rechnete damit, den Zombie irgendwo vor sich zu finden, doch Ariol Le Duc hatte es schlauer angestellt. Er war an der Rückseite des Schuppens auf das Dach geklettert. Die Schneemassen gerieten ins Rutschen.
Suko sah zwar noch die Bewegung, aber er konnte nicht mehr reagieren. Bevor er noch zur Seite springen konnte, wuchteten die Massen über die Dachrinne hinweg und fielen auf ihn nieder.
Sie begruben den Inspektor mit einer Mischung von Eis und Schnee unter sich, so daß er sich vorkam, als wäre ein Stollen über ihm zusammengekracht.
In den nächsten Sekunden hörte und sah Suko nichts. Ihn umgab eine erdrückende schweigende Welt. Auf den Lippen und sogar im Mund spürte er den Schnee. Das Zeug schmolz, Suko schluckte und drückte sich dann in die Höhe.
Der Chinese war beileibe kein Schwächling. Hier hatte er Mühe, sich zu befreien.
Er blieb in seiner knienden Haltung und holte einige Male tief Luft. Dann schaute er nach oben, während er auf die Beine kam.
Natürlich war der Zombie verschwunden. Er hatte seinen Verfolger nur aufhalten wollen, und das war ihm verdammt gut gelungen. Naß und sich schüttelnd stieg Suko aus dem Schneehaufen, um wieder zum Wagen zurückzulaufen.
Dort staunte ihn Frank Didier an. »Was ist denn mit Ihnen passiert, Inspektor?«
»Nichts Besonderes, ich habe nur eine Schneedusche genommen.«
»Freiwillig?«
»Nein«, sagte Suko beim Einsteigen, »das sicherlich nicht.«
»Wer dann?«
Der Inspektor hämmerte die Tür zu. »Es war unser Freund, der Zombie. Er scheint mehr Instinkt zu haben, als ich angenommen habe. Er hockte auf einem Dach und schleuderte den Schnee.« Suko hob die

Schultern. »Na ja, irgendwann werden wir ihn packen.«
»Hoffentlich noch heute.«
Der Renault wurde von Suko wieder auf die Straßenmitte gelenkt, wo die dicke Schneedecke längst alle anderen Spuren verdeckt hatte. Die Reifen wühlten sich durch die weiße Schicht, und die Fahrt glich mehr einer Rutschpartie.
Es schneite, taute und fror fast gleichzeitig. Unter der weißen Schicht, die vom Gewicht des Wagens eingedrückt wurde, lagen Eisplatten, auf denen auch Winterreifen nicht viel ausrichten konnten. So brach der Wagen mal mit dem Heck aus, dann mit dem Vorderteil.
»Und ich dachte immer, Frontantrieb wäre besser.«
»Ist er auch«, erwiderte Frank. »Bei Glatteis nützen höchstens Spikes.«
Suko nickte. Dabei tropfte Wasser aus seinen Haaren. Allmählich schmolzen auch die letzten Schneereste auf seiner Kleidung. Er hatte das Gebläse angestellt, und die warme Luft erfüllte sehr bald den Innenraum des Fahrzeugs.
Das Ende der kleinen Ortschaft lag vor ihnen. Sie konnten sich ausrechnen, daß sie die großen Lagerkeller sehr bald finden würden, falls sie sich in dieser Umgebung befanden.
»Wenn man wenigstens Spuren sehen könnte«, beschwerte sich Frank Didier. »Aber da ist nichts zu machen.«
»Irrtum, es sind welche vorhanden!«
»Wo denn?«
»Schauen Sie mal nach rechts.«
Didiers Augen weiteten sich. »Verdammt, tatsächlich. Das sind… das sind ja Autos.«
»Genau.«
Die abgestellten Fahrzeuge trugen längst eine Schneehaube. Sie sahen fast alle gleich aus. Unter der weißen Schicht war das Fabrikat kaum zu erkennen.
»Dann müssen wir sie hier in der Nähe finden.« Frank atmete auf. »Mir fällt ein Stein vom Herzen.«
Bei Skuo tat sich nichts. Er glaubte nicht daran, daß sie schon gewonnen hatten, wenn sie die Bewohner des Dorfes fanden. Das gleiche hatte sicherlich auch der Zombie vor, und der würde keine Rücksicht nehmen. Ariol Le Duc war möglicherweise noch grausamer geworden als zu seinen Lebzeiten.
Suko rangierte den Renault so, daß er, wenn es sein mußte, schnell in zwei Richtungen wegfahren konnte. Als erster stieg Frank Didier aus. Er schaute zu, wie der Schnee durch die Scheinwerferlanzen rieselte.
»Nichts«, sagte er. »Gar nichts…«
»Ich hoffe, daß es auch so bleibt«, erklärte Suko. »Kommen Sie und

bleiben Sie in meiner Nähe.«

»Das sowieso.«

Die Männer stapften durch den ziemlich hohen Schnee. Vor ihnen wuchsen Büsche. Sie waren so angelegt, daß man zwischen ihnen einen Weg vermuten konnte. Sie fanden wirklich hin.

Vor ihnen schwankten zwei helle Lichter im dichten Schneewirbel. Das mußten Laternen sein, und sie hingen ziemlich hoch.

»Der Eingang«, sagte Frank Didier.

»Bestimmt.«

Sie gingen hin und standen vor einer breiten Tür, die in ihrer oberen Hälfte eine Spitzbogenform aufwies. Der Schnee war vom Wind gegen die Tür getrieben worden und klebte an ihm wie dicker Leim. Der Weinkeller war in den Hang hineingebaut worden.

Ob noch ein zweiter Eingang vorhanden war, konnten sie nicht feststellen.

Suko hämmerte mit der Faust gegen die Tür. Er mußte dies mehrmals wiederholen, bis er endlich eine Antwort vernahm. In der großen Tür öffnete sich eine Klappe. Ein bärtiges Männergesicht erschien dort im Licht der Laternen.

Suko nickte dem Mann zu. »Können wir reinkommen?« fragte er freundlich.

»Wer sind Sie?«

Frank Didier schob sich vor und redete jetzt mit seinem Landsmann. »Wir sind auf der Durchreise und in diesem verdammten Schnee steckengeblieben.«

»Ausgerechnet bei uns?«

»Ja.«

»Was ist denn los?« fragte jemand aus dem Hintergrund.

»Moment.« Der Mann hämmerte das Guckfenster wieder zu und ließ die beiden im Schneewirbel stehen.

»Es ist ihre Christenpflicht, uns einzulassen«, sagte Frank wütend. »Ihre verflixte Pflicht.«

»Man muß die Leute verstehen, Frank. Sie haben Angst. Die Furcht vor van Akkeren sitzt bestimmt noch tief in ihren Knochen. Wer weiß, was ihnen der Kerl erzählt hat?«

»Der Mann hat doch gesehen, daß wir nicht van Akkeren sind.«

»Wir könnten aber zu ihm gehören.«

Didier winkte ab. Er wollte Sukos Logik nicht folgen und wartete ungeduldig darauf, daß die Klappe in der Tür wieder geöffnet wurde. Der Mann ließ sich Zeit. Er mußte sich erst mit seinen Leuten beraten.

Die Schneevorhänge wehten gegen Sukos und Didiers Rücken. Es prasselte, wenn die Körner gegen ihre wetterfesten Anoraks schlugen. Die Kragen hatten sie hochgestellt – und schraken zusammen, als die Klappe plötzlich wieder geöffnet wurde.

Wieder erschien das Gesicht. »Wie lauten Ihre Namen?« Die Stimme drang durch das Bartgestrüpp.

Didier sagte sie. Er fügte noch hinzu, daß es sich bei Suko um einen Polizisten handelte. »Sogar aus England, von Scotland Yard. Der Mann ist gekommen, um diesen Kerl mit der Kamera zu jagen. Versteht ihr das nicht, zum Teufel?«

»Teufel ist das richtige Wort. Er war der Teufel. Und ihr wollt ihn jagen?«

»So ist es.«

»Was sucht ihr dann bei uns? Hier ist er nicht! Er wird hoch zum Schloß gegangen sein.«

»Es gibt aber noch jemanden«, erklärte Suko. »Dieser Mann hat einen Helfer. Er hat inzwischen eure Fotos eingesammelt. Ich würde an Ihrer Stelle nachdenklich werden.«

Die letzten Worte schienen den Bärtigen überzeugt zu haben.

»Kommen Sie rein«, sagte er.

»Danke.«

Die Klappe wurde wieder geschlossen. Frank Didier warf Suko einen Blick zu, in dem der »Na-endlich-Ausdruck« stand. Die Männer und Frauen hatten sich eingeschlossen. Zweimal wurde innen ein Schlüssel kratzend im Türschloß herumgedreht. Dann öffnete sich der portalartige Eingang. Die Tür kratzte über den Boden, der mit Steinen ausgelegt war. Der Schnee wehte in den großen, hallenartigen Flur hinein.

Ein breiter Weg, zu vergleichen mit einer Schneise, führte tiefer in den Hang.

An der rechten Seite standen die großen Weinfässer nebeneinander. Es war auch noch genügend Platz für die langen Bänke und Sitzreihen vorhanden, auf denen die Bewohner des Ortes ihre Plätze gefunden hatten. Im Keller roch es nach Rotwein. Den typischen Geruch konnte selbst die Kälte nicht vertreiben.

Wer fror, der wärmte sich nicht mit Wein, sondern mit heißem Tee.

Die meisten Männer, Frauen und Kinder saßen an den Tischen und den Sitzbänken ohne Rücklehnen. Sie betrachteten die Neuankömmlinge mit gesundem Mißtrauen.

Ein Helfer des Bärtigen hatte die Tür wieder geschlossen.

Wartend stand er in der Nähe. Es war ein kleiner Mann mit einem faltigen Gesicht und verschlagenen Augen.

»Ich heiße Bernard Roski«, sagte der Bärtige und reichte den beiden Fremden die Hand. »Ich bin so etwas wie der Bürgermeister hier im Ort.«

Suko und Didier nannten ebenfalls ihre Namen.

»Gut, ich hoffe, daß wir Ihnen vertrauen können.«

»Möchten Sie meinen Ausweis sehen?« fragte der Inspektor.

Roski winkte ab. »Papier ist geduldig, wir vertrauen Ihnen.« Er schaute auf Sukos Tragetasche, die der Inspektor mitgenommen hatte. »Was ist darin?«

»Ein Talisman.«

»Ach so.«

Suko war froh, daß Roski keine Fragen mehr stellte. Statt dessen bot der Mann den beiden einen Becher Tee an.

»Das ist eine hervorragende Idee«, sagte Frank Didier. »Herzlichen Dank dafür!«

»Na ja, Sie haben einiges hinter sich.«

Der Knabe mit dem verschlagenen Blick holte Tee.

Ein Kind, das Suko und Frank mit großen Augen anstarrte, fragte laut und deutlich: »Wer sind die beiden Männer, Mamam?«

»Pst, Colette, sei ruhig.«

»Wir sind Freunde von euch«, sagte Suko lächelnd.

»Wollt ihr uns helfen?«

»Wenn wir können, gern.«

»Das wäre toll. Wir haben nämlich alle Angst hier.«

Suko blieb bei seinem Lächeln. »Das braucht ihr nicht.« Er wandte sich an Roski. »Stimmt das mit der Angst, und was ist genau passiert? Wenn Sie mir da eine Antwort geben könnten, wäre ich Ihnen sehr verbunden, Monsieur.«

Roski, dessen Bart mit dem ebenfalls dunklen Haarwuchs eine Einheit bildete, weil beides oberhalb der Wagen zusammenwuchs, nickte sehr langsam. »Es stimmt leider«, sagte er mit leiser Stimme und zog die beiden von den Zuhörern fort. »Wir haben Angst. Wir alle, die wir hier sitzen, fürchten uns.«

»Vor Vincent van Akkeren!«

»Ja, Monsieur, so hieß er wohl. Er kam zu uns in den Ort und erklärte, daß unsere Seelen bald ihm und dem Teufel gehören würden. Er redete von Baphomet, für den er Seelen sammeln wollte, und er fotografierte jeden von uns.«

»Entschuldigen Sie«, sagte Suko und schüttelte den Kopf. »Das haben Sie sich so einfach gefallen lassen?«

»Ja, uns blieb nichts anderes übrig.«

»Was meinen Sie damit?«

Er schaute sich um, als hätte er Angst davor, bei den nächsten Worten belauscht zu werden. Dann drückte er den Kopf nach unten und beugte ihn gleichzeitig vor, um in Sukos Ohr flüstern zu können. »Kennen Sie den Begriff der Macht?«

»Selbstverständlich.«

»Macht ist schlimmer als Geld. Wer Geld hat, der will die Macht, aber wer Macht hat, der hat alles andere schon.« Seine Hände bewegten sich unruhig, als er weitersprach. »So war es auch bei uns. Als er in

den Ort kam, da spürte jeder, das ist die Macht. Das ist der böse Fluch. Wir konnten uns gegen ihn nicht wehren, auch wenn wir es versucht hätten. Wir haben es sogar versucht, richtig, aber er schaute uns an…« Roski hob die Schultern. »Ja, dann war es um uns geschehen.«

»Genauer!« forderte Suko. Er roch den säuerlichen Atem des Mannes und ging zwei Schritte zurück.

»Wir konnten nichts tun. Wir standen unter seinem Bann. Niemand weigerte sich, ein Foto von sich machen zu lassen. Das stimmt, Monsieur, ich sage es Ihnen. Sie können hier jeden fragen, und Sie werden keine andere Antwort bekommen.«

»Was geschah dann?«

»Er ging wieder davon und sagte uns, daß er auf dem Schloß wohnen würde und der neue Besitzer sei. Aber der alte würde noch leben. Ariol Le Duc, der Schreckliche. Das Geschlecht ist ja ausgestorben, doch der Urahn, der Schlimme, der sollte als Untoter mit ihm zusammen zurückkehren, und wir wären dann wieder seine Sklaven. Unsere Seelen würden dem großen Baphomet geopfert, dem beide wohl zu Diensten standen. Wir haben uns beraten und uns entschlossen, zu fliehen. Keiner wollte ganz weg. Aber hier können wir kontrollieren, wer in den Weinkeller will und wer nicht. Das haben Sie ja selbst erlebt.«

»Stimmt«, gab Suko zu. »Nur glaube ich nicht, daß Sie hier hundertprozentig sicher sind.«

»Wir sehen jeden…«

Suko hob die Hand. »Moment, Monsieur. Es gibt Situationen, da müssen Sie alles andere vergessen. Wenn van Akkeren und dieser Ariol Le Duc hier herein wollen, dann schaffen sie es auch.«

»Meinen Sie?«

»Ja.«

»Wie denn?«

Suko verdrehte die Augen. »Wissen Sie, Monsieur, diese beiden besitzen außerdem die Macht, Grenzen zu überwinden, die Menschen für sicher halten.«

»Können Sie sie denn stoppen, wenn Sie deswegen nach Cerbac gekommen sind?« Der Bürgermeister stellte die Frage mit leicht zitternder Stimme.

»Das hoffe ich. Aber seien Sie versichert, die Macht hat er, und er besitzt ihre Fotos. Damit hält er einen sehr gefährlichen Trumpf in der Hand. Durch sie kann er möglicherweise die hier versammelten Menschen manipulieren.«

»Das hört sich nach Voodoo an«, sagte Frank Didier, der sich bisher zurückgehalten hatte. »So etwas habe ich mal gelesen.«

»Nicht ganz«, erwiderte Suko. »Es muß etwas anderes sein als der direkte Voodoo-Zauber.«

Roski und Didier schwiegen. Diese Themen gehörten nicht zu ihren Gebieten. Suko wandte sich wieder an den Bürgermeister. Er wollte mit der gesamten Wahrheit nicht hinter dem Berg halten.

»Gehen Sie davon aus, Monsieur Roski, daß sich Ariol Le Duc bereits hier in Cerbac befindet.«

»Wie bitte?«

»Und zwar als Zombie!«

Roski ging zurück. »Sie… Sie sind verrückt«, sagte er und entschuldigte sich im gleichen Atemzug dafür. »Das ist nicht möglich. Sie müssen sich da etwas eingebildet haben, und Sie müssen übergeschnappt sein.«

»Sind wir leider nicht«, bestätigte auch Frank Didier. »Es hat alles seine Richtigkeit. Dieser Ariol Le Duc befindet sich hier in Cerbac. Er wird schon einiges in die Wege leiten.«

»Und was?«

»Das Sammeln der Fotos, zum Beispiel.«

Roski wandte sich an Suko. »Hören Sie, stimmt das? Hat… hat dieser Le Duc hier im Ort die Fotos gesammelt, die von uns gemacht worden sind? Hat er sie an sich genommen?«

»Ja.«

»Was will er damit?«

»Ich weiß es nicht«, gab Suko ehrlich zu. »Ich weiß es wirklich nicht. Aber es ist schon seltsam, und ich muß sagen, daß nichts ohne Grund geschieht. Auch Dämonen oder dämonisch beeinflußte Wesen haben ihre Motive. Da unterscheiden sie sich nicht von uns normalen Menschen. Das hatte ich Ihnen noch sagen wollen, Monsieur.«

Roski nickte. »Unser Foto«, hauchte er. »Die Macht… die Macht. Wer sie hat, der kann Menschen manipulieren, der kann mit ihnen spielen, sie verschieben wie Schachfiguren. Ja, das schafft er alles. Die verdammte Macht.«

»Ich widerspreche Ihnen nicht«, sagte Suko.

Bernard Roski schaute sich um, als befürchtete er, schon jetzt belauert zu werden. »Komisch«, flüsterte er. »Das ist irgendwie komisch. Die Sicherheit ist weg. Ich fühle mich hier wie in einem Gefängnis, als würde jeden Moment…« Er hob die Schultern und sprach nicht mehr weiter.

Dafür geschah etwas anderes. Eine der Frauen sprang von der Sitzbank hoch und stieß einen schrill klingenden Schrei aus. Sie hatte die Arme halb erhoben, die Hände zu Fäusten geballt und schüttelte den Kopf, so daß ihre langen Haare flogen.

Zwei Männer kümmerten sich um sie. Auch Suko und Frank wollten hinlaufen, doch Roski hielt die beiden zurück. »Lassen Sie mal, Sie sind fremd. Ich übernehme das.«

»Gut!«

Der Bürgermeister drängte sich zwischen die Sitzbänke und sah sich die Frau an. Sie saß wieder, jammerte und hatte die Hände gegen ihren Kopf gepreßt.

Die Worte, die sie dabei stockend sprach, verstanden Frank Didier und Suko nicht. Zudem unterbrach sich die Frau durch ihr Weinen immer wieder selbst.

Roski kam zurück. Er ging langsam, war sehr nachdenklich geworden und auch bleich.

»Was war denn?« fragte Didier.

Er hob die Schultern. »Kopfschmerzen. Die Frau bekam urplötzlich rasende Kopfschmerzen. Verstehen Sie das?«

»Nein.«

»Ich vielleicht«, meldete sich Suko. »Es muß mit den Fotos und dem Auftauchen Ariol Le Ducs zusammenhängen. Wir haben vorhin von Voodoo gesprochen. Da werden von den Menschen, die man quälen will, Puppen hergestellt. Man sticht in die Körper der Puppen mit Nadeln hinein. Und die Menschen spüren dann genau an den Stellen Schmerzen…«

»Wo die Nadeln in der Puppe stekken?« unterbrach Didier den Inspektor.

»So ist es.«

Roski schluckte. »Und dieser Le Duc besitzt von jedem aus dem Dorf ein Foto, nicht?«

»Ja.«

»O verflucht, das ist der nackte Wahnsinn! Dann wäre es möglich…« Ein junger Mann stand plötzlich auf. Er schnellte von der Sitzbank hoch, griff an seine Kehle, drehte sich auf der Stelle, röchelte und brach wie vom Blitz gefällt zusammen.

Vor den Füßen der wie erstarrt sitzenden Bewohner blieb er liegen, und Suko nickte. »Das war der zweite«, kommentierte er leise. Jetzt lief er hin. Er befürchtete, es mit einem Toten zu tun zu haben. Glücklicherweise traf diese Vermutung nicht zu. Der junge Mann war nur bewußtlos und wirkte wie erstarrt.

Suko richtete sich wieder auf. Die anderen Menschen starrten ihn an. Viele von ihnen böse, feindselig, als wollten sie Suko die Schuld an den Vorgängen geben.

Das merkte der Inspektor natürlich und sprach in die wartende Stille hinein. »Es ist nicht so, daß wir daran die Schuld tragen. Tut mir leid, wirklich.«

»Sie sind gekommen!« sagte ein hochgewachsener Mann. »Sie hätten wegbleiben sollen.«

»Es hätte an den Tatsachen nichts geändert«, erwiderte Suko.

»Möglicherweise können wir Ihnen aber helfen, verstehen Sie?«

Er erhielt keine Antwort. Die starren, feindseligen Blicke der

Menschen sagten ihm genug. Irgendwie konnte Suko die Leute verstehen. Sie waren mit Tatsachen konfrontiert worden, die kaum zu akzeptieren waren. Man hatte sie aus dieser heilen Welt herausgerissen. Eine Tatsache, die Suko schon des öfteren erlebt hatte.

»Bitte bewahren Sie die Ruhe!« wandte er sich an die Bewohner von Cerbac. »Was immer auch geschehen mag, drehen Sie nicht durch. Bleiben Sie ruhig, bitte.«

»Das sagen Sie so leicht.«

»Sie müssen es aber.«

Niemand widersprach mehr. Suko ging zu Roski und Didier zurück. Er hatte die beiden noch nicht erreicht, als ihm die verkrampfte Haltung des Bürgermeisters auffiel. Plötzlich schüttelte sich Roski, gleichzeitig beugte er sich nach vorn und schnellte noch in derselben Sekunde wieder hoch.

»Was haben Sie?« rief Didier.

Roski gab keine Antwort. Er fuhr mit seiner Hand durch den dichten Vollbart und wollte seine Kehle umklammern. Das tat er auch, allerdings nur für einen kurzen Moment.

Als Suko vor ihm stehenblieb, zog er die Hand wieder zurück. Er hatte sie zur Faust geballt, öffnete sie nun, und Sukos Augen wurden groß, ebenso wie die von Didier.

Auf der Handfläche schimmerte das hellrote Blut des Mannes. Es mußte aus der Kehle gedrungen sein…

***

Durch die dicken, vor den Gesichtern sitzenden ledernen Schutzmasken wirkten die beiden Soldaten oder Häscher noch unheimlicher und gefährlicher. Zudem drohten sie uns mit ihren beiden Schwertern, so daß ich an ihrer Absicht keinerlei Zweifel hegte.

Die waren gekommen, um zu töten!

Ob sie nun Lisa und ihre Mutter umbringen würden, wollte ich einmal dahingestellt sein lassen, aber ich war ein Fremder, jemand, der nicht zu ihnen gehörte, so daß es in ihren Augen keinen Grund gab, mich am Leben zu lassen.

Im Bett lag die kranke Frau und schlug hastig ein Kreuzzeichen.

Lisa hockte noch wie festgeleimt auf der Kante, bis ich das Mädchen hochzog und es wegschob.

»Das erledige ich.«

»Nein, du kannst es nicht. Du hättest fliehen sollen.« Sie verstummte, weil einer der beiden Schwertträger auf mich zukam. Er hielt die Klinge vorgestreckt. Wenn er so weiterging, würde sie sich genau in Herzhöhe durch meine Brust bohren.

Sein Kumpan wartete im Hintergrund und versperrte uns den

Fluchtweg durch die schmale Tür.

Wahrscheinlich hatten alle Menschen Angst vor diesen Soldaten und verkrochen sich, wenn sie kamen. Ich wollte da eine Ausnahme machen. Den kleinen Stuhl hatte ich bereits seit einigen Sekunden angepeilt. Es war ein einfaches Sitzmöbel, aber aus stabilem Holz gefertigt.

Blitzschnell packte ich zu, wuchtete es in die Höhe und griff den ersten an.

Er hob seine Klinge, ließ sie nach unten sausen und traf den Stuhl, nicht mich.

Das lenkte ihn von seiner eigentlichen Aufgabe ab, so daß ich mit einem großen Schritt an ihn herankam, seine Hand packte und den Arm so hochdrehte, daß er fast ausgekugelt wurde.

Hier durfte ich keine Rücksicht nehmen. Es ging nicht nur um mein, sondern auch um das Leben der beiden unschuldigen Frauen.

Da war fast alles recht. Der Soldat gab nicht mal einen Schrei von sich, als es mir gelang, sein Gelenk so zu drehen, daß er die Klinge losließ. Sie rutschte ihm aus der Handfläche. Bevor das Schwert aufschlug, fing ich es auf und gab dem Mann gleichzeitig einen Tritt, der ihn gegen seinen Kumpan an der Tür schleuderte.

Der wollte schon vorstürmen. Als beide zusammenprallten, gerieten sie aus dem Konzept.

Sie trugen nur die Masken als Schutz, ansonsten Felle als Brustpanzer, die natürlich nichts aushielten.

Ich schlug zu.

Der Waffenlose torkelte zur Seite, so daß er nicht erwischt wurde, dafür stand mir jetzt der andere Kerl gegenüber.

Er griff an.

Zwei Hiebe konnte ich parieren, ein dritter stach schräg an mir vorbei, der Soldat holte wieder auf und wollte mir die Klinge schräg in den Körper hämmern.

Ich war schneller.

Mit einem blitzschnellen Drehschlag erwischte ich ihn tödlich.

Ich konnte selbst nichts dafür, daß ich ihn ausgerechnet am Hals traf, jedenfalls drang die Klinge durch.

Der Kopf löste sich vom Rumpf.

Beide Frauen schrien auf, bevor sie die Hände vor die Gesichter preßten, weil die Szene einfach zu schlimm war.

Der Kopf fiel zu Boden. Noch saß die Maske auf dem Gesicht, aber aus den Augenhöhlen rieselte etwas hervor.

Grauer Staub…

Ich hatte keinen Menschen getötet, sondern einen Zombie, einen lebenden Toten und wußte jetzt, mit wem sich dieser Ariol Le Duc umgab.

Wo war der erste?

An der Tür sah ich ihn. Er drehte sich, um mich wieder anzugreifen. Ich warf das Schwert in die Linke und zog mit der anderen Hand die Beretta.

Dann schoß ich.

Die Kugel aus geweihtem Silber hieb in seinen Körper. Er verbeugte sich noch, schüttelte sich dabei, krachte dann vor meine Füße und blieb regungslos liegen.

Wir konnten zuschauen, wie er verging. Dieser Untote oder Templer-Zombie würde keinen Menschen mehr quälen können.

Die Vernichtung der beiden Schergen war für mich der endgültige Beweis, daß ich es bei Ariol Le Duc mit einem Dämon zu tun hatte. Denn nur Nichtmenschen können über Zombies herrschen.

Als Nichtmenschen bezeichnete ich auch Personen, die der Hölle näherstanden als dem Nächsten.

Lisa hatte wieder auf dem Bettrand Platz genommen und stützte ihre Mutter am Rücken ab, die sich aufgerichtet hatte. »Mon Dieu, was war das?« hauchte sie.

Ich hob die Schultern. »Es waren lebende Tote. Unter den Masken verbergen sich Wiedergänger.« Ich hoffte, daß sie mit diesem Ausdruck mehr anfangen konnte, als mit dem Begriff Zombie, der ja aus der modernen Zeit stammte.

»Aber… eine Erklärung …«

»Die kann ich dir nicht geben. Ich werde sie mir aber holen. Oben auf dem Schloß.«

»Du willst hoch?«

»Natürlich. Ich muß Ariol Le Duc gegenüberstehen. Ich will wissen, ob er ein Mensch oder ein Dämon ist.«

»Vielleicht beides.«

»Das kann auch sein.«

»Ich gehe mit!« sagte Lisa plötzlich und stand auf. »Ich will dich nicht allein lassen. Außerdem kenne ich die Schleichwege besser als du. Laß mich an deine Seite!«

»Nein, das geht nicht!«

»Doch! Ich muß es tun. Sie würden mich im Dorf suchen und auch finden, glaub mir.«

Lisa konnte man ohne Übertreibung als eine zarte Person bezeichnen. Wie sie jetzt allerdings gesprochen hatte, darüber wunderte ich mich. Die Worte hatten mir gezeigt, daß in diesem Persönchen eine große Portion Energie steckte.

Beide schauten wir auf die kranke Mutter, die wieder lag und mit dünner Stimme einen Kommentar gab. »Du weißt, Lisa, daß Le Duc deinen Vater auf dem Gewissen hat. Niemand hat versucht, ihn aufzuhalten. Deshalb möchte ich, daß du es zusammen mit diesem

Fremden versuchst. Ich habe gesehen, daß er den Mut eines stolzen Ritters besitzt und daß er auch mit dem Schwert umgehen kann. Bleib an seiner Seite. Geht hin zum Schloß und sorgt dafür, daß es ihn bald nicht mehr gibt.« Die nächsten Worte waren an mich gerichtet, als die Frau sagte: »Einer hat es bereits versucht, es leider nicht geschafft. Er war ebenfalls mutig, wurde zurückgeschlagen und hat keinen zweiten Versuch mehr übernommen.«

»Wer war denn dieser edle Kämpfer?«

»Du wirst ihn nicht kennen«, sagte Lisa. »Er stammt aus einem alten Geschlecht und hörte auf den Namen Hecor de Valois…«

»Was?« rief ich lauter, als ich es eigentlich vorgehabt hatte. »Hector de Valois?«

»Ja…«

Ich holte tief Luft. Plötzlich saß mir ein Kribbeln im Nacken und mein Herz schlug schneller. Ich schüttelte den Kopf, denn mit dieser Überraschung hatte ich nicht gerechnet.

Lisa trat dicht an mich heran. Ihr Haar roch nach dem Rauch eines Feuers. »Du kennst ihn?«

»Ja, ich habe von ihm gehört. Auch in meinem Land ist er bekannt.«

»Wo kommst du her?«

»Von weit…«

Lisa nickte. »Du hast etwas in der Hand gehabt, das knallte, und dann fiel er um. Wir haben schon gehört, daß es diese Waffen geben soll, sie selbst aber nicht gesehen…«

»Es sind Pistolen«, erklärte ich.

Sie nickte. »Ah ja, jetzt da du es sagst, fällt es mir auch wieder ein. Pistolen…«

»Sehr richtig.«

»Kannst du mit ihr den bösen Fluch löschen?«

»Ich hoffe es. Wir werden es versuchen, wenn wir das Schloß erreicht haben.«

»Es ist noch nicht fertig«, sagte Lisa. »Man baut daran. Die Bewohner von Cerbac werden gezwungen, nach ihrer Arbeit für Le Duc das Schloß zu errichten.«

»Wer sich weigert, stirbt?«

»So ist es leider.« Lisa wandte sich ab. »Le Duc kennt keine Gnade, er ist unmenschlich, er kann kein Mensch sein.«

Da hatte sie gewiß ein wahres Wort gesprochen. Ich drängte zum Aufbruch. »Bitte, verabschiede dich von deiner Mutter, Lisa…«

»Ja.« Sie beugte sich über das Bett. Mutter und Tochter umarmten sich. Ich sah mir noch einmal die Zombies an oder vielmehr das, was von ihnen zurückgeblieben war.

Nichts außer Staub…

Ich trat an das Fenster. Vor dem Haus hielten sich keine Soldaten

mehr auf. Die beiden waren allein gekommen. Man würde sie vermissen. Ich hoffte, daß wir bis zu diesem Zeitpunkt schon ein Stück weiter gekommen waren.

Ich drehte mich wieder um und reichte Lisas Mutter die Hand.

»Macht es gut, und der Herr sei mit Euch«, flüsterte sie mir zu und hustete trocken.

»Ja, Madame, wir werden es schon schaffen. Und Sie müssen wieder gesund werden.«

»Das sagt Ihr so einfach. Viele sterben an der Entzündung der Lunge. Es ist auch kalt. Wir haben hier in der Stube keinen Ofen. Aber ich bin zäh, ich habe noch für meine Lisa zu sorgen…«

»Bestimmt.«

Mit dieser Antwort auf den Lippen verließ ich das Haus. Lisa wartete auf mich. Ich sah, wie sie sich verstohlen einige Tränen aus den Augenwinkeln tupfte.

»Angst?« fragte ich.

»Ja, nicht um mich, es geht mir um Mutter. Ich weiß nicht, ob Sie es überleben wird.«

»Sie brauchte Medikamente…«

»Was bitte?«

»Schon gut, es war nur so gesagt.« Ich wechselte das Thema. »Wo müssen wir gehen?«

Sie deutete schräg gegen den Hügel und gegen das auf einer Höhe leuchtende Licht. »Das ist der Weg, nur durch den Wald, immer weiter.«

»Sind dort auch Soldaten?«

»Nein. Oder kaum. Die meisten von ihnen sitzen auf ihren Pferden und kontrollieren den Pfad. Wer nicht schnell genug läuft und nicht genügend trägt, bekommt ihre Peitschen zu spüren und wird wieder in die Tiefe geknüppelt.«

»Dann wird es Zeit, daß wir dem Spuk ein Ende machen. Tragen alle Soldaten die Masken?«

»Nicht alle. Nur die schlimmsten unter ihnen.«

»Das kann ich mir gut vorstellen.«

Lisa nahm mich bei der Hand. »Ich möchte dich führen«, flüsterte sie. »Ich kenne auch die Wege, die wohl keiner kontrolliert.«

»Bon, Lisa, ich vertraue mich dir ganz und gar an…« Als ich diesen Satz sprach, leuchteten ihre Augen auf …

***

Der Wald hatte uns geschluckt!

Die zahlreichen Geräusche waren hinter uns zurückgeblieben.

Das Keuchen der Träger, das Schreien und manchmal auch das harte Knallen der Lederpeitschen, wenn die Schergen auf die

bedauernswerten Menschen einschlugen.

Als Urwald wollte ich den wilden Bewuchs zwar nicht gerade bezeichnen, es war dennoch schwer für uns, hindurchzukommen.

Einen Pfad hatten wir tatsächlich nicht gefunden. Wir sahen auch keinen Wildwechsel, so mußten wir uns quer durch das Gelände schlagen, dessen Boden aufgeweicht war und an manchen Stellen durch feuchtes Moos auch so glatt, daß wir hin und wieder ausrutschten.

Es war nicht einfach, sich hochzuquälen. Lisa hatte größere Schwierigkeiten als ich, deshalb mußte ich oft nach ihrer Hand fassen und sie weiterziehen.

Meter für Meter kämpften wir uns hoch. Duckten uns unter knorrigen Ästen hinweg, brachen durch sperriges Unterholz, dessen nackte Arme oft genug mit Dornen versehen waren, die sich wie kleine Fingernägel in unsere Kleidung hakten.

Obwohl die Bäume ihr sommerliches Kleid vollends verloren hatten, gelang uns so gut wie kein Durchblick hoch zum Dach des Hügels. Die Natur versperrte uns die Sicht.

Der Gang blieb nicht gleichmäßig schräg. Manchmal war er sehr steil, schon fast wie eine Wand, so daß wir dort hinaufklettern mußten und uns an freiliegenden, starken Baumwurzeln festhielten, um uns überhaupt hochziehen zu können.

»Irgendwann einmal ist er zu Ende!« keuchte Lisa, als wir eine kurze Rast einlegten.

»Das glaube ich auch.«

Sie atmete schwer. »Bisher haben wir keinen Soldaten gesehen.«

»Rechnest du denn damit?«

»Ich weiß es nicht. Manchmal kontrollieren sie auch den Wald. In der Finsternis wird es auch für sie schwer werden.«

»Das bestimmt.« Ich schaute hoch zum Himmel und sah ihn kaum. Das Geäst der Bäume bildete mit den dunklen, tiefliegenden Wolken eine Einheit. Nur weiter oben glaubte ich einen Saum an Helligkeit zu sehen. Dort loderte das Feuer.

»Können wir gehen?«

Lisa strich ihr Haar zurück. Sie tat es mit einer natürlichen Geste.

Dennoch steckte in dieser Bewegung eine Erotik, wie sie manche Frau nicht einmal nach mehrmaligem Üben vor einem Spiegel schaffte.

»Oui«, sagte sie und lächelte mich an. Auch ein wenig Trauer las ich aus ihrem Blick.

»Was ist mit dir?«

»Ich spüre, John, daß du nicht zu uns gehörst. Du kommst nicht nur aus einem fremden Land und trägst einen fremd klingenden Namen, nein, du bist wie ein Mensch, der nicht in diese Zeit gehört. Als wärst

du ein Besucher aus dem Himmel.«

Sie drückte sich so aus, wie sie es kannte. Die Begriffe All oder Planet waren ihr nicht bekannt, aber im Prinzip hatte sie recht. Es war tatsächlich so.

»Willst du mir keine Antwort geben?« fragte sie.

»Wozu? Du hast recht, Lisa. Wahrscheinlich stamme ich aus einer anderen Zeit.«

»Mehr möchte ich nicht fragen.« Sie ging einen sehr großen Schritt nach vorn und gab damit das Startzeichen.

Auch ich blieb nicht länger stehen. Zwei Drittel des Weges lagen nach meiner Schätzung hinter uns, das letzte würden wir auch noch schaffen.

Einmal erschreckten wir Vögel, die in den Baumästen geschlafen hatten. Sie stiegen hoch und verschwanden krächzend in der Dunkelheit. Lisa blieb sofort stehen. »Das ist nicht gut«, sagte sie leise.

»Wenn die Soldaten gute Augen haben, werden sie erkennen können, daß hier etwas nicht stimmt.«

»Es ist dunkel.«

»Glücklicherweise…« Sie ging weiter, diesmal auf allen vieren, weil die Strecke ziemlich steil geworden war. An den Wurzeln mußte auch ich mich festkrallen, ebenso an Ästen, aber wir kamen weiter.

Im Wald waren wir allein. Ich hörte keine fremden Laute, die Verfolger, wenn es überhaupt welche gab, hatten unsere Spur verloren.

Es dauerte nicht lange, bis sich der dichte Wald vor uns lichtete.

Lisa erklärte mir, daß er gerodet worden war, um Platz für das mächtige Schloß zu schaffen.

Die Lücken hatten sich vergrößert, unser Blick wurde freier. Ich sah bereits den zuckenden Widerschein des Feuers, der sogar nach den Wolken zu greifen schien.

Ich duckte mich jetzt tiefer. Auch Lisa sah gespannt aus. Noch deckte uns das Unterholz. Dies blieb auch, bis wir den Rand des Steilhangs erreicht hatten, wo wir erst einmal blieben, weil ich mir die Umgebung anschauen wollte.

Das Schloß kannte ich aus meiner Zeit. Ich wußte ja, wie es fertiggebaut aussah. Nun bekam ich es praktisch im Rohbau präsentiert, das stimmte auch nicht ganz, weil noch viel fehlte und von den Mauern nur Fragmente standen.

Aus dem Tal hatte es so ausgesehen, als würde nur ein Feuer brennen. Tatsächlich waren es drei Flammenstellen, die als großes Dreieck aufgestellt waren und dort flackerten, wo sich einmal der Schloßhof befinden würde.

Da zuerst die hinteren Mauern errichtet wurden, fiel unser Blick frei auf die Feuer.

Rechts von uns endete der offizielle Weg. Ich sah die Männer und Frauen aus dem Dorf die letzten Meter hochkeuchen. Die schwere Steinlast der Körper erdrückte sie fast. Sie sahen aus, als würden sie jeden Moment umfallen.

Wer schwankte oder sogar in den Knien einsank, bekam es mit den Soldaten zu tun.

Männer, die für Geld gekauft worden waren, dunkle Helme trugen und Felle über ihre Kleidung geworfen hatten, die sie gegen den hier kalt wehenden Wind schützen sollte.

Es waren keine Zombies, sondern normale Menschen, die auch keine Masken vor den Gesichtern trugen.

Die meisten von ihnen hatten eine stämmige Gestalt, und sie waren kleiner als ich.

Eine Frau quälte sich die letzten Meter hoch. Sie konnte nicht mehr, die Last war zu schwer geworden. Verzweifelt streckte sie die Arme aus, als wollte sie sich irgendwo festhalten, aber sie griff daneben und fiel ins Leere. Auf dem Gesicht blieb sie liegen. Der schwere Korb auf ihrem Rücken drückte sie zu Boden. Die Steine lösten sich und rollten heraus.

Einer der Aufpasser schrie ihr einen Befehl zu. Die Frau rührte sich nicht.

Da hob der Mann die Peitsche.

Er schlug noch nicht. So hatte ich einige Sekunden Zeit, um eine Frage zu stellen. »Wird er sie tatsächlich auspeitschen?«

»Vielleicht sogar töten!« flüsterte Lisa. »Als Erinnerung für die anderen. Das machen sie schon mal.«

»Niemand unternimmt etwas?«

»Nein!«

Der Mann mit der Peitsche stand noch immer bewegungslos neben ihr. Andere Schergen bewegten sich hektisch und holten die Männer an den Ort des Geschehens, die mit ihren leeren Körben wieder den Pfad hinab zum Dorf gehen würden, um sie dort wieder zu beladen.

Mir sah es tatsächlich nach einer dieser grausamen Bestrafungen aus. Eine Demonstration des Schreckens durch unmenschliche Söldner. Ich hatte mittlerweile meine Beretta gezogen, die von Lisa mit einem scheuen Blick bedacht wurde.

»Willst du es wagen?«

»Natürlich. Ich kann nicht zusehen, wie man diese arme Person quält und sogar tötet.«

Das Mädchen neben mir nickte, während ich mich aufrichtete.

Die Söldner hatten es fast geschafft. Nur noch wenige Zuschauer wurden aus dem Hintergrund herangezerrt.

Mich überkam der heilige Zorn, als ich sah, daß sich auch Kinder unter den Zuschauern befanden.

Der Mann mit der Peitsche schrie ein Wort, das ich nicht verstand. Aber ich ging vor.

Geduckt hielt ich mich so, daß mich der Widerschein der Flammen nicht erreichte.

Um einen sicheren Schuß anbringen zu können, mußte ich die Distanz zwischen uns verkürzen.

»Jaaa…!« Er schrie auf und wollte den rechten Arm nach unten sausen lassen. Das dunkle Leder der Peitsche zuckte bereits, da drückte ich ab.

Und eine Kugel ist schneller.

Sie traf.

Zwar kam der Söldner noch zum Schlag, nur wischte die Schnur dicht an der Frau vorbei und hinterließ eine lange Kerbe im weichen Boden.

Der Söldner selbst taumelte nach vorn. Ich hatte ihm die Kugel hoch in die Schulter gesetzt. Er fing an zu schreien, wurde von zwei seiner Kumpane auf- und festgehalten.

Das war der Augenblick, in dem ich mich zeigte und mit Riesenschritten in den durch die Flammen erhellten Feuerkreis sprang…

***

Plötzlich wurde es still. Ich mußte den Personen vorkommen wie ein Geist. Keiner hatte mich je gesehen, ich war für sie ein völlig Fremder, und ich hatte einen von ihnen angegriffen, der jammernd im Griff zweier Söldner hing.

Zudem trug ich in meiner Hand einen dunklen Gegenstand, der ihnen suspekt sein mußte.

»Ich möchte«, rief ich mit lauter Stimme, »daß sich keiner von euch bewegt! Ihr werdet die Frau in Ruhe lassen. Wenn nicht, werde ich euch töten!«

Es war eine Sprache, die ich nicht gern von mir gab, in diesem Fall mußte ich so reden, denn so wurde ich auch von den brutalen Söldnern verstanden.

Sie hatten wohl begriffen. Vielleicht standen sie auch noch unter Schock, denn sie taten nichts und richteten sich nach meinen Befehlen.

Ich hatte mich so hingestellt, daß sich keiner der Söldner in meinem Rücken befand. Jeden von ihnen konnte ich beobachten und auch die Bewohner aus Cerbac.

Sie taten ebenfalls nichts. Mein Auftauchen hatte sie so überrascht wie die Söldner. Aber sie wußten, daß ich auf ihrer Seite stand. Wenn sie mich anblickten, sah ich in ihren Augen die Angst, die sie um mich hatten.

Die Gestürzte lag noch immer auf dem Bauch. Ich hörte und sah sie atmen. Bei jedem Luftholen bewegte sich ihr Rücken. Sie hielt den Kopf zur Seite gedreht, und ich nickte einem Mann zu. »Heb sie hoch. Geh hin und hilf ihr.«

Der Mann nickte. »Ja«, sagte er, »ja…«

Er zitterte, er war noch immer ängstlich, das sah ich an seinen Blicken, die er den Söldnern entgegenschickte.

Die Frau war völlig fertig. Sie schaffte es nicht einmal, allein stehen zu bleiben. Der Helfer mußte sie stützen, nachdem er sie hingestellt hatte.

»Geh zur Seite«, sagte ich ihm. »Bring die Frau in den Ort, und auch ihr anderen könnt gehen. Keiner der Söldner und Soldaten wird euch aufhalten.« Während meiner Worte hatte ich mich gebückt und die Peitsche aufgehoben.

Allmählich hatten die Schergen ihre Überraschung verdaut. Sie standen nicht mehr so starr, bewegten ihre Beine, die Köpfe ebenfalls, sie schauten sich an, und ihre düsteren Blicke versprachen nur noch Mord und Totschlag.

Ich huschte nach links und preßte einem der Kerle die Mündung gegen den Hals. Der Mann stank wie eine Kloake, so daß ich mich schütteln mußte.

»Du verstehst mich?«

»Oui…«

»Ich will von dir wissen, wo ich Le Duc finde. Und wo sich der böse Fluch befindet. Er muß hier sein, das weiß ich. Du wirst es mir jetzt genau sagen.«

Er atmete schwer. Ich merkte auch, daß sich seine Muskeln spannten, deshalb drückte ich noch härter zu. »Diese Waffe nennt man Pistole. Damit kann ich dir deinen dummen Schädel zerschießen. Ich würde es mir überlegen.«

»Ja, ja…«

»Weißt du sonst noch etwas zu sagen? Wo steckt er? Wo befindet er sich? Ich will Le Duc!«

»Er wird dich vernichten!«

»Ich will ihn…«

»Johnnnn…« Es war ein wilder Ruf, in dem auch eine gewisse Verzweiflung mitklang, das konnte ich sehr deutlich heraushören.

Lisa hatte geschrien. Von ihrem Standort aus hatte sie einen wesentlich besseren Überblick als ich. Sie hatte vor allen Dingen sehen können, was hinter meinem Rücken geschah.

»Er kommt!« schrie sie. »Le Duc ist hinter dir!«

Mit einem harten Rammstoß schleuderte ich den Söldner von mir weg. Fast wäre er in ein Feuer gestolpert, ich aber hatte mich schon gedreht.

Zum erstenmal sah ich Le Duc so, wie er in seiner Zeit gelebt hatte. Es war ein Anblick, bei dem sich mein Magen zusammenzog…

***

Der böse Fluch!

So hatte man ihn gekannt, und man hätte keinen besseren Ausdruck für diese, von zwei Zombies flankierte Gestalt finden können.

Ariol Le Duc konnte man als ein Mittelding zwischen Mensch, Dämon und Teufel bezeichnen.

Er war sehr groß. Man konnte ihn nicht direkt als hager bezeichnen, dafür hatte er zu breite Schultern, die von einem roten Tuch umschlungen wurden, das eine Spange dicht unter dem Hals zusammenhielt. Das Tuch selbst entpuppte sich als Mantel, der um seinen Rücken wehte. Ansonsten war er in schwarzes Fell oder Leder gekleidet, was ich nicht so genau erkennen konnte.

Mich interessierte auch mehr sein Kopf.

Er hatte grauweißes Haar, das sehr lang an den Gesichtshälften herabfiel und mit den Spitzen die Schultern berührte. Auf dem Schädel saß eine dunkle Kappe. Zwei Hörner stachen von der Stirn ab wie das Geweih eines Hirsches.

Ariol Le Duc hatte die Arme erhoben und sie gleichzeitig angewinkelt, daß er das waagerecht liegende Schwert halten konnte.

Diese Klinge verdeckte einen Teil seiner Stirn. Schwert und Hörner schienen aus dem gleichen Material zu bestehen.

Mich faszinierte auf eine negative Art und Weise das Gesicht.

Wenn ein Gesicht jemals Ähnlichkeit mit dem eines Raubvogels gehabt hatte, dann bei dieser Person.

Scharf war es geschnitten. Zum Kinn hin lief es zu wie ein auf den Kopf gestelltes Dreieck. Es schien nur aus Muskeln und Knoten zu bestehen, sogar das Kinn sah knotig aus.

Die Nase und der gekrümmte Schnabel eines Raubvogels wiesen ebenfalls eine starke Ähnlichkeit auf.

Blieben noch die Augen!

Grausame, leicht geschlitzte, weißdunkle Laternen. Der Blick hatte die Schärfe eines Henkerschwerts. Augen, die »sprechen« konnten, die sezierten und analysierten und in die menschliche Seele hineinblicken konnten.

Jetzt wußte ich auch, weshalb keiner der Bewohner aufgemuckt hatte. Dieser Mensch – falls es einer war – strahlte allein durch sein Aussehen etwas Furchtbares aus, er gehörte zu denen, die die Hölle gern willkommen hieß.

Er war stehengeblieben. Seine Haltung hatte er dabei nicht verändert. Nach wie vor verdeckte das waagerecht gehaltene Schwert einen Teil seiner Stirn.

Ich wußte, daß er sprechen wollte, und suchte mit meinem Blick seinen Mund. Er bestand aus zwei mir ebenfalls knotig vorkommenden Lippen. Sie wirkten wie dicht aufeinandergelegte Baumwurzeln. Und sie bewegten sich kaum beim Sprechen.

»Wer bist du? Wer bist du, Fremder, daß du es wagst, dich gegen mich zu stellen?«

»Ich heiße John Sinclair!« antwortete ich Ariol Le Duc.

»Dein Name klingt fremd.«

»Ich stamme auch aus einem anderen Land und sogar aus einer anderen Zeit, die bei mir Zukunft heißt.«

Er schüttelte den Kopf, als wollte er die Worte nicht hören. Ein Windstoß glitt in die drei Feuer und ließ die Flammen tanzen. Ihr Widerschein erreichte mich und ihn. Er machte uns zu gespenstischen Figuren innerhalb dieser Szene.

»Und weshalb bist du gekommen?«

»Weil ich deinem satanischen Treiben ein Ende setzen will!« erklärte ich so laut, daß alle Anwesenden es hören konnten.

Meine Antwort hatte ihn überrascht, jedenfalls ließ sich Le Duc Zeit mit seinem nächsten Satz. »Du willst mich vernichten? Das hat schon einmal jemand versucht.«

»Hector de Valois!«

»So ist es. Und er war ein starker Mann. Zumindest glaubte er, es zu sein. Aber er hat eingesehen, daß die Macht und die Stärke Baphomets größer ist als seine Kraft, so war er froh, fliehen und sein armseliges Leben behalten zu können. Dich aber werde ich nicht fliehen lassen. Ich spüre, daß du stark bist…«

»Noch stärker, Le Duc!«

Er lachte krächzend. Es hörte sich an wie das Schreien eines Raben. »Einen Ariol Le Duc kann kein Mensch töten. Er wird eingehen in den Kreis der Mächtigen. Er wird Baphomet sehen, denn wir Templer haben uns ihm verschrieben. Er gibt uns die Kraft, und ihm baue ich dieses Schloß. Keiner kann mich daran hindern, auch du nicht, Fremder!«

Ich hob meine Beretta an. »Du weißt, was das ist?«

»Ja, man schießt damit!«

»Und tötet!«

»Willst du mich damit umbringen?«

»Wenn es sein muß!«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe lange Geduld mit dir gehabt. Einmal ist sie zu Ende. Du kannst wählen, wer dich töten soll. Meine Söldner oder die Templer, die zu lebenden Toten geworden sind und…«

»Nimm die lebenden Leichen!«

Le Duc wunderte sich darüber. »Sie kann kein Mensch umbringen.«

»Aber ich!«

Er lachte und hob einen Arm. Ich rechnete damit, daß es das Zeichen für die Zombies war.

Mein großer Fehler.

Diesmal kam Lisas Warnung zu spät. Sie schrie zwar noch, da jedoch befand sich die verdammte Peitschenschnur bereits auf dem Weg und umwickelte meinen Hals.

Innerhalb einer Sekunde wurde mir die Luft genommen. Gleichzeitig erwischte mich eine zweite Peitsche, umwickelte meine Beine, und der heftige Ruck schleuderte mich zu Boden.

Ein dritter Peitschenhieb traf meinen Körper und fetzte den Stoff der dicken Jacke auf.

Daß Lisa geschnappt wurde, konnte ich nicht sehen, dafür erkannte ich die beiden Zombies, deren maskenbewehrte Gesichter aussahen wie schreckliche Gemälde.

Noch zwei Schritte, dann waren sie bei mir und konnten den Mordbefehl ihres Herrn und Meisters ausführen…

ENDE des zweiten Teils